Der Bazar.

Berliner illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 13. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. **Berlin, 1. April 1859.** Preis: Vierteljährlich 20 Silbergr. **XIII. Band.**

Marie, Kronprinzessin beider Sicilien.

Das baierische Fürstenhaus, welches schon einem der größten europäischen Reiche eine Herrscherin schenkte, hat kürzlich eine seiner lieblichsten Blüthen auf den classischen Boden Welschlands, unter Neapels bewunderten Himmel verpflanzt.

Marie, Kronprinzessin von Sicilien, deren anmuthiges Bild wir heute unseren Leserinnen mittheilen, eine Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Baiern, eine Schwester der allverehrten Kaiserin von Oesterreich, welcher sie in Zügen und Ausdruck des Gesichts sehr ähnlich, ward am 8. Januar dem Kronprinzen beider Sicilien, Franz, vermählt.

Die Trauung fand an dem genannten Tage in München durch Procuration statt, wobei der Bruder der hohen Braut, Prinz Luitpold, dieselbe nach beendeter Trauung dem Abgesandten des Bräutigams zuführte. Der feierliche Act wurde mit höchstem Pomp vollzogen im Beisein des Königs, der Königin, des königlichen Hofstaates, des diplomatischen Corps und aller hohen Staatsbeamten.

Die persönliche Trauung fand fast einen Monat später, am 4. Februar, statt, und zwar zu Bari (im Königreich Neapel), wo die hohen österreichischen Gäste schon früher sich eingestellt, die Feier der Vermählung mit zu begehen, welcher noch glänzende Hoffeste in Foggia, Caserta und Neapel sich anschlossen.

Obgleich die Kronprinzessin von Sicilien noch in dem jugendlichen Alter von 17 Jahren sich befindet — sie ward am 4. Octbr. 1841 geboren — ist sie dennoch bereits durch eine Entschiedenheit des Charakters ausgezeichnet, welche sich auch in ihren Zügen ausprägt und deren Lieblichkeit noch anziehender macht.

Die schöne Fürstin nimmt aus ihrer geliebten deutschen Heimath Verehrung, Liebe und reiche Segenswünsche mit hinüber in das meerumspülte, schöne Land, dessen Thron zu zieren sie in Zukunft bestimmt ist. [4139]

Marie, Kronprinzessin beider Sicilien, Schwester J. Majestät der Kaiserin von Oesterreich.

Ein Königssohn
oder
der letzte Stuart.

Von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

13. Capitel.

Verwirrung überall, und feige Furcht
Und brütende Verstimmung.
— O, ein Führer
Gält' mehr jetzt, als in bess'rer Zeit ein Heer!

Wer beschreibt die Verwirrung des Rathes, als am nächsten Morgen nicht allein auf dem Markt, sondern an den meisten Kirchen und öffentlichen Gebäuden Edinburgs folgende Proclamation von Charles Edward angeschlagen war:

„Aus unserm Lager, 16. Sept. 1745.

Da Wir jetzt im Begriff stehen, in die schottische Hauptstadt Seiner Majestät des Königs einzuziehen, fordern Wir hiermit die Einwohner auf, Uns zu empfangen, wie ihre Pflicht ist. Gleichzeitig fordern Wir, daß der Rath der Stadt sich versammele, und geeignete Maßregeln getroffen werden zur Erhaltung des Friedens, den zu schützen Wir sehnlich wünschen. Wenn jedoch Truppen des Usurpators in die Stadt gelassen, oder Kanonen, Waffen, Munition — gleichviel ob öffentliches oder Privateigenthum — hinausgeschafft werden, so nehmen Wir dies als einen Treubruch und schändliche Beleidigung gegen den König und Uns und wollen es demgemäß ahnden. Wir geloben alle Rechte und Freiheiten der Stadt zu wahren, sowie das Eigenthum jedes Einzelnen von Sr. Majestät Unterthanen zu schützen. Leistet man Uns jedoch Widerstand, so können Wir für die Folgen nicht stehen, da wir fest entschlossen sind, in die Stadt einzuziehen um jeden Preis. Wer also von den Einwohnern gegen Uns feindlich bewaffnet gefunden wird, darf nicht darauf rechnen, als Kriegsgefangener behandelt zu werden.

Charles. P.-R."

In Folge dieses Placats beschloß die Rathsversammlung, eine Deputation nach Slateford, wo Charles sein Quartier aufgeschlagen, abzusenden und um Bedenkzeit zu bitten.

Nachmittags verbreitete sich die Nachricht, der Prätendent rücke mit einem Heere von 16,000 Mann vor; augenblicklich marschirten vier Compagnien Freiwilliger auf den Schloßberg (Castlehill) und übergaben ihre Waffen dem General Guest, von dem sie sie erhalten; alle anderen Truppenabtheilungen, die ihre Waffen aus dem Schloßmagazin empfangen, folgten diesem Beispiel, und so hatte denn Edinburg allem Anschein nach gänzlich der Hoffnung auf Vertheidigung entsagt, obgleich die Stadtsoldaten mit ihren rostigen Flinten noch auf den Mauern standen und die Thore verbarricadirt waren.

Um 10 Uhr kam die gegen 9 Uhr abgesandte Deputation zurück mit einem Briefe Karl's, worin er seine Forderung friedlichen Einlasses wiederholte und zugleich aussprach, daß sein Manifest und seines Vaters Erlaß für die Sicherheit der Stadt genügende Garantie böten.

Mehre neue Deputationen wurden an Karl Eduard gesandt, augenscheinlich nur Zeit zu gewinnen, doch als nach Verlauf einiger, in fruchtlosen Unterhandlungen verstrichener Tage dem Prinzen diese Absicht klar ward, beschloß er, wenn es sein müsse, mit Gewalt in die Stadt zu dringen.

Ein Trupp von 900 Mann, unter der Anführung einiger Chefs, darunter Lochiel, versammelte sich bei Mondschein auf dem Borough-Moor unweit der Stadt, wo sogar der Ruf der Wachen auf dem Castle vernehmbar war. Ein Faß Pulver führten sie bei sich für den Fall, daß die Thore gesprengt werden mußten. Die übrigen Mannschaften des Prinzen hielten sich in der Nähe, um nöthigenfalls sogleich ihren Gefährten zu Hilfe eilen zu können.

Während Lochiel, mit seinem Clan auf dem Bestimmungsorte angelangt, mit den anderen Chefs in leiser Berathung begriffen war, kam ein Reiter heran und begehrte mit dem Anführer der Expedition zu sprechen. Seine Züge waren theils durch einen tiefen Hut, theils durch ein um den untern Theil des Gesichts gewundenes Tuch gänzlich verborgen.

„Was steht zu Diensten?" fragte der Hochländer.

Der Fremde antwortete durch eine Bewegung, welche andeutete, man möge sich nach einem entlegenen Platz begeben.

Der Chef folgte der Weisung unverzüglich, doch nicht ohne sein Pistol aus dem Gürtel zu nehmen. Der Klang der Waffe, als Lochiel den Hahn spannte, schlug an des Fremden Ohr; er sprang sogleich vom Pferde und führte es am Zügel bis zu der Stelle, die er zur Unterredung geeignet fand. Lochiel, gewonnen durch diesen Beweis des Vertrauens, steckte sein Pistol augenblicklich wieder in den Gürtel.

„Behaltet nur immer Euere Waffe in der Hand, Lochiel!" sprach der Fremde. „Vorsicht ist eines Anführers Pflicht."

„Ihr kennt mich?"

„Sonst würde ich zu dieser Stunde Euch nicht aufgesucht haben. Ihr wollt in die Stadt?"

„Ja, ich will hinein," erwiederte der Hochländer stolz, „und sollte die Hochstraße schwimmen vom Blut der schmutzigen Bürger!"

„Und die Sache gefährdet werden, die Ihr fördern wollt? — Nein, nein! Ist einmal Blut geflossen, so kann Niemand sagen, wo des Kampfes Ende sein werde. Jetzt sind die Bürger verzagt, doch einmal aufgeregt durch den Anblick des Blutes, kämpfen sie gewiß auf Tod und Leben. Es giebt einen sicherern Weg."

„Welchen?"

„Das ist mein Geheimniß."

„Um welchen Preis ist's zu haben?" fragte der Chef verächtlich, denn er glaubte, es mit einem jener feilen Verräther zu thun zu haben, die ihre Seele für Gold verkaufen, und ward noch bestärkt in dieser Vermuthung, als er unter dem Mantel des Fremden ein Paar Officier- oder doch Soldatenstiefeln hervorschauen sah.

„Ich fordere einen Lohn für den Dienst."

„Natürlich!" antwortete trocken der Jacobit.

„Doch nicht Gold," sprach stolz der Fremde; „ich gehöre nicht zu denen, welche das Gold in Versuchung führt, heut Diesem, morgen Jenem zu dienen."

„Nennt Euere Bedingungen, Sir," rief Lochiel, „wir werden um den Preis nicht feilschen."

„Ihr müßt Euch verpflichten zur Rückerstattung der eingezogenen, verlorenen Güter und Titel der Familie meiner Frau, im Fall der Prät... — der junge Prinz Sieger bleibt," fügte er verbessernd hinzu. „Thut das, und die Stadt ist Euer vor Tagesanbruch."

„Verlorene Güter?" wiederholte der Chef.

„Verloren um die Sache der Stuarts."

„Sie sind also verheirathet?"

„Noch nicht, werde es aber in 24 Stunden sein," sprach der Fremde. „Sie sehen, ich fordere nicht viel, besonders da dies mehr ein Act der Gerechtigkeit, als der Gnade ist. Euer Wort gilt mir statt dem des Prinzen, denn ich kenne Euern Einfluß auf ihn."

„Gut," sprach Lochiel nach einigem Bedenken, „ich glaube das Versprechen wagen zu können. Hier habt Ihr Hand und Wort darauf, daß ich das, was Ihr fordert, vom Prinzen erlange."

„Wenn er sich nun weigert?"

„Er wird sich nicht weigern, mein Versprechen zu erfüllen, und wenn er es thut, so schwöre ich bei den Gebeinen meines Vaters und bei der Ehre meines Hauses, meinen Clan zurückzurufen und ihn und seine Sache zu verlassen."

Die beiden Männer reichten einander die Hand zum Zeichen, daß der Vertrag geschlossen.

„Nun —" sprach Lochiel — „Euer Versprechen."

„Der Wagen, welcher die Deputation aus dem Lager des Prinzen zurückbringt, wird in einer Stunde am Thor der Stadt halten. Es ist zwar Befehl gegeben, das Thor nicht zu öffnen, sie nicht einzulassen, aber ich kann diesen Befehl widerrufen. Stellt also Euere Mannschaft nahe am Thor auf, so ist die Stadt Euer."

Der Vorschlag war ausführbar, und Lochiel entschloß sich, in jedem Fall einen Versuch zu wagen. Er übergab dem Fremden einen Ring, auf dessen Stein, einem Onyx, sein Wappen gravirt war, als ein Erkennungszeichen für die Zukunft.

„Lebt wohl!" sprach der Fremde, den Ring an seinen Finger steckend. „Ich muß jetzt zur Stadt zurück. Im Augenblick, wenn die Thorflügel sich öffnen, drängt Euch mit Eueren Leuten hinein. Die Wache dort ist schwach, und ich werde Euch noch behilflich sein, indem ich die Soldaten so viel als möglich aus der Hochstraße ziehe. Seid Ihr einmal in den Mauern, so müssen Euere Schwerter das Uebrige thun."

„O, um meine tapferen Hochländer seid unbesorgt," erwiederte ihr Anführer. „Ist das Thor einmal geöffnet, so stehe ich für den Sieg — denn mit den Stadtsoldaten," fügte er verächtlich hinzu, „nehmen es meine Bergschotten schon auf."

Hiermit trennten sich die Beiden — der Reiter eilte zur Stadt, Lochiel zu seinen Truppen.

Lange vor Ankunft des Wagens war die Mannschaft in der Nähe des Thores placirt. Mehr wie Indianer, als wie europäische Krieger hatten sie den Ort zu erreichen gesucht. Manche krochen flach auf dem Boden hin, wie Schlangen, Andere wanden sich von Busch zu Busch oder verbargen sich hinter den Bäumen im Graben oder hinter den einzeln liegenden Häuschen außerhalb der Stadtmauer.

Endlich nahte der Wagen. Die Vorreiter sprengten heran und klopften dort ans Thor.

„Wer da?" fragte die Schildwache, durch die Pforte spähend.

„Deputirte von Slateford."

„Wird nicht geöffnet bis morgen," war die Antwort.

Wahrscheinlich ward jetzt ein Gegenbefehl ertheilt, denn im nächsten Augenblicke öffnete sich das Thor, den Wagen der Deputirten einzulassen, und kaum war dies geschehen, so drängten die Hochländer nach und nahmen Besitz vom Thore.

Diese Heldenthat war um so rascher vollbracht, da die Wache viel zu schwach zum Widerstand; doch da die Hochländer nicht wußten, ob von anderer Seite Gefahr ihnen drohe, drangen sie mit gezogenen Schwertern und ihrem gewohnten Kriegsruf in die Hochstraße.

Die Leute, durch das wilde Geschrei der Bergschotten im Schlafe gestört, eilten aus den Betten an die Fenster und sahen im dämmernden Morgengrauen dichte Haufen des Feindes, den sie noch weit fort wähnten, und hörten die gellenden Pfeifen eine so stürmische Musik in die Lüfte schleudern, als solle es zur Schlacht gehen.

Das Erste, was die Hochländer sich angelegen sein ließen, war das Wachhaus auf der Hochstraße zu nehmen und die dort aufgestellten Posten zu entwaffnen. Von dort gingen sie an die verschiedenen Thore und auf die Wälle der Stadt, den Wachen die Gewehre abzufordern, welche diese widerstandslos gaben, und als die Einwohner von Edinburg Morgens erwachten, fanden sie statt der Regierung des Königs Georg eine schottische Regierung im Namen König Jacob's. Vergebens erkundigte sich Lochiel angelegentlich nach dem Officier, der so wesentlich zum Gelingen ihres Vorhabens beigetragen durch den Befehl zum Oeffnen des Thores. — Der Verräther war nirgends zu finden.

---

14. Capitel.

Das Volk thut jauchzend seine Liebe kund
Und froh willkommen heißt ihn jeder Mund.
So zieht der Jüngüe, der dem Stamm entsproß,
Doch endlich ein in seiner Ahnen Schloß,
Wo Schottlands Könige wohl manches Jahr
Geherrscht, da noch die Kron' ihr eigen war.

Da der Prinz die Nachricht von der Einnahme Edinburgs erhielt, bereitete er sich sogleich vor, zu noch früher Stunde von Slateford aufzubrechen und sein Heer nach Edinburg zu führen. So kurz der Marsch, war er doch nicht ohne Gefahr, weil von dem hochliegenden Schloß (Castle) aus, von dem herab noch die feindliche Flagge wehte, die ganze Gegend zu übersehen und schwer ein Weg zur Stadt zu finden war, der von dort aus nicht beschossen werden konnte. Durch einige mit der Oertlichkeit genau bekannte Leute unter den Anhängern des Prinzen gelang es jedoch, der Gefahr zu entgehen, denn die Führer schlugen vor, einen Umweg nach der Südseite der Stadt zu machen, wo beträchtliche Erhöhungen des Bodens es unmöglich machten, vom Castle aus gesehen zu werden.

So erreichte denn der Prinz die an den Palast seiner Väter grenzenden Parkanlagen und Gärten, bereits belebt von den Bewohnern Edinburgs, die gehört hatten, daß Karl Eduard von dieser Seite seinen Einzug halten werde.

In der versammelten Menge waren alle Stände und Meinungen vertreten, natürlich die Jacobiten vorherrschend. Viele von ihnen drängten sich hinzu, wo der Prinz, von seinem Roß gestiegen, stand, knieten nieder und küßten seine Hand. Er nahm die Huldigungen mit freundlichem Lächeln auf und verneigte sich dankend, als ein vollstimmiges Hussa! des begeisterten Volkes ihm entgegentönte.

Auf dem Herzogs-Wege im Park, so genannt als seines Großvaters Lieblingsweg, blieb der Prinz eine Weile stehen, sich dem Volke zu zeigen, und wir benutzen diese Gelegenheit, gleichzeitig den Lesern ein Bild seiner äußern Persönlichkeit vorzuführen.

Nach der Aussage eines Geschichtsschreibers, welcher Karl Eduard bei dieser Gelegenheit gesehen, war sein Aeußeres seinen hohen Ansprüchen durchaus nicht ungünstig. In der Blüthe der Jugend, schlank und schön gewachsen, gab seine große wohlgebildete Gestalt zugleich den Anblick männlicher Schönheit, als die Voraussetzung ritterlicher Gewandtheit und Kraft, sowie vollkommener Gesundheit. Sein ovales Gesicht, auf dessen fast rosig zartem Teint Sommersprossen sich markirten, war von einer hellfarbigen Perrücke umrahmt, deren Locken in anmuthiger Fülle auf den Rücken niederwallten, während des Prinzen eigenes hellblondes Haar von der Stirn rückwärts glatt über die Perrücke gekämmt war. Seine Stirn hatte den geistreichen, melancholisch stolzen Ausdruck, welchen man auf vielen Portraits seiner Vorfahren findet. Um seinen langen, doch nicht ungraziösen Hals trug er nach damaliger Mode nur einen schmalen, hinten mit einer Schnalle geschlossenen Shawl. Ueber die großen hellbraunen, rollenden Augen wölbten sich schön gezeichnete Brauen, die Nase war von edlem Schnitt, und der Mund im Verhältniß zu dem Uebrigen sehr klein.

Bei Gelegenheit des festlichen Einzuges trug er ein Baret von blauem Sammet mit Goldspitze besetzt, an dessen Rand eine weißseidene Cocarde prangte, das Wahrzeichen seiner Partei — einen kurzen Tartanrock, vorn mit dem Stern des St. Andreasordens, über die Schulter eine blaue, goldgestickte Schärpe, kurze Beinkleider von rothem Sammet, hohe Reiterstiefeln und ein Schwert mit silbernem Gefäß.

Nachdem er eine Weile inmitten der Volksmenge gestanden, bestieg er sein Roß, einen schönen braunen Wallach, den der Herzog von Perth ihm geschenkt, und ritt langsam dem Palaste zu.

Da der Prinz ein vorzüglicher Reiter war, und die Situation selbst ihm ein ungewöhnliches Relief gab, konnte es nicht fehlen, daß ein Geflüster der Bewunderung ihn begleitete, welches sich bald zu lautem Beifallsjauchzen steigerte. In seiner nächsten Umgebung ritt ein kleiner Trupp alter Hochländer, deren sonngebräunte, fremdartige Gesichter, verwundert die bunte Menge musternd, nicht wenig dazu beitrugen, den malerischen Charakter der Scene zu erhöhen.

Die Jacobiten, außer sich vor Entzücken beim Anblick ihres Abgottes, konnten der Bewunderung kein Ende finden und verglichen Charles Edward mit Robert Bruce, aus seiner äußern Aehnlichkeit mit diesem glorreichen Schottenfürsten kühn auf die innere schließend.

Etwas gemäßigter lautete das Urtheil der Whigs. Sie leugneten nicht, daß Prinz Charles ein stattlicher Herr, ein feiner Gentleman sei, konnten jedoch keine Spur vom Geist eines Helden und Eroberers in ihm entdecken, da sogar bei dem festlichen Einzuge in den Palast seiner Väter seine Züge mehr melancholische Weichheit als freudige Kraft verriethen.

„Heimath meiner Väter!" rief Charles, die alten Thürme von Holyrood anschauend. „Wiege meines Geschlechts! Möge die Einkehr des letzten Sprossen der Stuart eine neue Aera der Freiheit für Schottland heraufführen. — Gentlemen," fuhr er, zu seinen Begleitern gewendet, fort, „Ihr seid Zeugen, daß die Gefühle meines Herzens beim Einzuge in die Thore von Holyrood weit weniger die des Triumphes, als die der Dankbarkeit sind gegen Euch, deren Muth und Ergebenheit mir die Thore meiner Heimath öffnete. Edinburg soll wieder eine Hauptstadt werden, und Schottland wieder seine Stelle unter den selbstständigen Nationen einnehmen, statt in der Abhängigkeit von England unterzugehen."

Ein wildes Freudengeschrei folgte dieser Anrede.

„Gott segne König James VIII.," riefen mehre Stimmen.

„Gott segne Prinz Charles!" tönte es laut dazwischen.

„Und meine braven Hochländer!" fügte der Prinz hinzu mit einem Blick frohen Stolzes auf die sonnverbrannten, begeisterten Gesichter der tapferen Bergschotten, deren Augen mit fast wilder Liebe und Ergebenheit an ihres Fürsten schönen Zügen hingen.

Die Männer schwenkten ihre Hüte in der Luft, die Frauen wehten mit ihren Tüchern, und der Gefeierte dieser Stunde setzte seinen Weg fort.

Am Palast angelangt und im Begriff, die sogenannten Hamilton-Zimmer zu betreten, deren Thür bereits geöffnet war, trat ein bejahrter Gentleman, James Hepburn von Keith, der bei Jacobiten und Whigs in gleicher Achtung stand, dem Prinzen entgegen, zog sein Schwert und geleitete, es hoch emporhaltend, den Sohn der Stuarts die Treppe hinauf.

Nachdem der Prinz auf so ehrenvolle Art in den Palast seiner Ahnen eingezogen, ward das Audienzzimmer allen Ständen und Classen der Gesellschaft geöffnet. Bald drängte eine wogende Menge sich in den Gemächern, denn Jeder wollte den Prinzen sehen und Jeder, der ihn gesehen, ging als sein Anhänger und Bewunderer von dannen, so groß war die Macht, welche sein leutselig würdevolles Wesen über die Gemüther übte.

Der halbe Tag verging, ehe Karl Eduard sich selbst und ruhiger Sammlung zurückgegeben ward. Das nächste, was jetzt zu thun, war, seinen Vater als König an üblicher Stelle, dem sogenannten Kreuz (Cross), zu proclamiren. Die zu dieser Ceremonie nöthigen Personen waren bald herbeigerufen, und um 1 Uhr Mittags am Tage des Einzuges fand dieselbe bereits statt. David Beatt, ein Lehrer aus Edinburg, rief Jacob VIII. als König aus und verkündete die Regentschaft des Prinzen Karl Eduard.

Aus den Fenstern der Hochstraße wehten die weißen Tücher, schallte der Beifallsruf der Frauen, während die hochländische Garde mit Freudenschüssen den großen Act feierte, welchem auch die nationale Sackpfeife ihre Huldigung nicht versagte.

Crawford's erster Gedanke beim Einzuge in Edinburg war Constance, und sobald das Gedränge es gestattete, eilte er nach Arran-House. Auf sein wiederholtes Rufen öffnete sich endlich das Pförtchen des großen Thores, doch nur so weit, als die Kette erlaubte, und der alte Thürsteher fragte höflich, aber ernst nach des Herrn Begehren.

„Ich wünsche mit der Gräfin Arran zu sprechen," gab Crawford zur Antwort.

„Myleddy hat viel Kummer jetzt, und empfängt keinen Fremden," sprach der Diener.

Ohne dieser Entgegnung zu achten, drängte Crawford sich durch die halboffene Thür in den Hof, wo mehre Hochländer vom Clan der Lady Arran wohlbewaffnet zum Schutz des Hauses aufgestellt waren. Wahrscheinlich hätte Ullrich seine Kühnheit büßen müssen, wäre nicht Constance, durch den Tumult auf dem Hofe aufmerksam gemacht, am Fenster erschienen, um den Leuten noch zur rechten Zeit zuzurufen, der Fremde sei ein Freund ihrer Tante, den zu sehen sie sich freuen werde.

Das arme Mädchen war traurig verändert seit dem Verlust ihrer Schwester. Ihre Augen waren roth von vielem Weinen, und der dunkele Kreis um dieselben contrastirte auffallend gegen die bleichen Wangen.

„O Ullrich, Ullrich," rief sie dem Geliebten entgegen, „unsere liebe Alice ist auf immer für uns verloren!"

„Nicht auf immer," erwiederte Crawford, tief bewegt durch die Verwüstung, welche der Kummer hier angerichtet. „Ich bringe Nachricht von ihr!"

„Nachricht von Alice?" rief Constance stürmisch; „ist's möglich? Sagen Sie das nicht nur, um mich zu trösten? Nein, nein —" fügte sie hinzu, „Sie sind zu wahrheitliebend, zu gut, um mich mit trüglicher Hoffnung zu täuschen."

Crawford führte Constance zu einem Sessel und erzählte in möglichster Kürze Alick's ränkevolle Verlockung Alicens, seinen Kampf mit Allan, und erwähnte mit gebührender Bescheidenheit der eigenen tapfern Vertheidigung des Freundes.

„So ist sie also in der Gewalt dieses Rawlins," sprach Constance mit unwillkürlichem Schauer. „Er ist Allan's Feind, und könnte — nein, nein, er wagt es nicht, die Nichte der Gräfin Arran zu beleidigen; der Herzog von Argyle würde ihn zu ernster Rechenschaft ziehen. — Sie verzeihen," fügte sie hinzu, „ich muß meine Tante sogleich von dem Vorgefal-

lenen unterrichten. Ihr klarer Geist wird einen Ausweg zu finden wissen in den Nebeln der Trübsale, die mich gänzlich niederdrücken und verwirren. Die gütige, liebe Tante hat sehr gelitten, Ullrich; doch ich denke, sie wird Sie empfangen, denn ihre Kräfte sind immer noch groß bei jeder Gelegenheit, wo ihr Herz betheiligt ist."

Fast eine Stunde verging, ehe das junge Mädchen zu ihrem ungeduldig harrenden Geliebten zurückkehrte. Endlich erschien sie in Begleitung ihrer Tante. Die alte Gräfin war, wie Constance, auffallend verändert, denn die Entführung ihrer Nichte hatte ihrem Herzen eine Wunde geschlagen, deren Wirkung auf ihren Zügen sich deutlich bemerkbar machte. Sie ahnte bereits, daß Alick Alicen entführt, und aus welchem Grunde er die älteste Schwester vorgezogen; so enthielt Constancens Nachricht nur die Bestätigung ihrer Befürchtungen.

„Mein verlorenes Kind," rief sie, erschöpft von dem kurzen Gang auf einen Sessel sinkend, „ist also in der Gewalt des schändlichen Alick!"

„Vielmehr in der seines Genossen Rawlins, Madame," entgegnete der junge Mann, „denn Ihr Neffe Alick Campbell ist verwundet und gefangen."

„Gefangen?" rief die alte Dame, „Das wußte ich noch nicht. Wessen Gefangener?"

„Sr. Hoheit des Prinz-Regenten."

„Und wo ist der Schurke?"

„Gegenwärtig in einem der Gefängnisse von Holyrood."

Ein zufriedenes Lächeln glitt über die Züge der Gräfin, denn diese Nachricht milderte ihre Befürchtungen bedeutend. Der verwundete und gefangene Alick war jedenfalls eine leichter zu besiegende Person, als der in Freiheit und Gesundheit lebende Alick, wie eine getretene Natter weniger furchtbar, als eine im vollen Gebrauch ihrer verderblichen Kräfte.

„Wo ist Prinz Charles?" fragte die Gräfin.

„Im Schloß seiner Väter, Madame."

Die Gräfin zog die Glocke und befahl der erstaunten Meg, sie solle anordnen, daß die Kutsche in Bereitschaft gesetzt werde, und die Diener ihre Staatslivreen anlegten, da sie beabsichtige, dem Prinzen in Holyrood einen Besuch zu machen.

Constance und Crawford waren sehr erstaunt über diesen raschen Entschluß der Gräfin, der mit ihrer sonstigen vorsichtigen Politik im grellsten Widerspruch stand. Ihre Ladyschaft bemerkte diesen Eindruck auf den Zügen ihrer jugendlichen Zuhörer und antwortete auf deren Gedanken mehr, als auf ihre Worte:

„Ihr erstaunt und denkt wohl, ich habe den Verstand verloren. Doch eine verzweifelte Lage fordert verzweifelte Rettungsmittel. So viel ich auch auf die schönen Ländereien von Arran halte, mehr um Anderer, als um meinetwillen, so will ich sie doch tausendmal lieber aufs Spiel setzen, als ein Haar auf dem Haupt meiner Nichte Preis geben. Ich werde übrigens diesen gefährlichen Besuch nicht ohne die nöthige Vorsicht machen," fügte sie hinzu. „Ich nehme mir einen Zeugen mit, dessen Aussage meine Feinde nicht verdächtigen können."

„Einen Zeugen?" fragte Constance.

„Ja, Lord Binton. Es ist nicht denkbar, daß die hannoversche Regierung ihn des Verraths beschuldigen werde."

„Aber wie, verehrte Dame, wird es Ihnen möglich sein, Zutritt zu seiner Lordschaft zu erhalten," bemerkte Crawford. „Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Lord Binton sich mit dem Gouverneur nach dem Castle zurückgezogen und wird schwerlich seine persönliche Sicherheit durch einen so gewagten Schritt aufs Spiel setzen."

„Ueberlaßt das nur mir," antwortete die alte Dame. „Bekümmert Euch nicht um die Sache; sind doch Gefahren genug über Euerm Haupte."

Mit diesen Worten entfernte sich die Gräfin, um sich zum Besuch bei dem Prinzen vorzubereiten, und überließ das junge Paar sich selbst, eine Vergünstigung, welche Beide dankbar anerkannten, denn sie hatten nach so langer Trennung sich viel zu erzählen, zu fragen und mitzutheilen.

Eine Stunde war den Liebenden wie eine Minute vergangen, als die Gräfin Arran sich wieder bei ihnen einfand. Sie war in ihre reichste Brocatrobe gekleidet und trug den Familienschmuck. Trotz ihrer vorgerückten Jahre lag etwas Gebietendes in ihrer Gestalt, die sie mit Hilfe des Stockes mit goldenem Knopfe so aufrecht als möglich zu halten strebte. In ihrer Begleitung war ein ältlicher Herr, einfach in schwarzem Sammet gekleidet, was ihm das Ansehen eines Geistlichen gab, obgleich sein fester Schritt und sein ganzes Auftreten verrieth, daß er früher einmal gedient. Der Mann war Ullrich und Constance gleich unbekannt.

„Nun," sprach ihre Ladyschaft, zu dem jungen Soldaten sich wendend, „eilt mir voran zum Palast und bittet den Prinzen um eine Audienz für die Wittwe des verstorbenen Earl von Arran — er wird des Namens sich schon erinnern, oder sein Gedächtniß müßte denn noch kürzer sein, als das der Meisten seines Geschlechts."

Schleunig sich von Constance verabschiedend, eilte Crawford von Arranhouse dem Palast zu, innerlich überlegend, wer wohl der fremde Begleiter der Gräfin Arran sein könne.

Karl Eduard hatte, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, sich aus den Staatszimmern in die Gemächer seiner unglücklichen Ahnfrau, Maria Stuart, zurückgezogen, welche in Eile zu seinem Empfange hergerichtet worden waren. Alles darin war noch unverändert. Das Bett mit den verblichenen Gardinen, die hochlehnigen Stühle, der zerbrochene, von Parmegiano gemalte Altar, den die Anhänger des Knox in ihrem wilden Fanatismus zertrümmerten — Alles war noch dort, sogar die Blutspur des Sängers Rizzio auf dem Fußboden.

Der Muth des Prinzen war durch den glücklichen Erfolg seines Unternehmens sehr belebt.

„Der Anfang ist gut," sprach er leise vor sich hin, während er auf dem Parquet von polirtem Eichenholz auf und nieder ging. „Ich bin in Schottland — abermals hält ein Stuart in Holyrood Hof. Es ist, als riefe das Echo der alten Mauern dem letzten Sprossen der einstigen Herrscher Willkommen zu. Das Landvolk hat sich erhoben — England ist unzufrieden — es fehlt Wenig mehr, um durch Beharrlichkeit und Muth die Krone auf meines Vaters Haupt zu setzen und den Usurpator von Britanniens Ufern zu verbannen."

Leider fehlte jedoch dem Prinzen dieses „Wenige", dieses kleine Etwas, das zum vollständigen Gelingen seines Unternehmens nöthig war. Hätte Karl Eduard einen General, wie den Herzog von Argyle gehabt, so konnte Großbritannien leicht noch einmal seine Dynastie wechseln. Muth und Beharrlichkeit ohne Geschicklichkeit und kluge Berechnung führen indeß nur sehr selten zum Ziele; das Schicksal Karl Eduard's giebt davon abermals den Beweis.

Der Prinz ward in seinen Träumereien unterbrochen durch Crawford, welcher den Besuch der Gräfin Arran zu melden kam. „Crawford," rief Karl, dem Ankommenden, den er seit seinen Knabenjahren gekannt, vertraut die Hand entgegenreichend. — „Sie sind's? Willkommen! Sie sehen, Charles Stuart ist nun doch ein Bewohner von Holyrood. Was sagen Sie zu unserer Aussicht auf Erfolg?"

„Aussicht — Hoheit, ist nicht das rechte Wort. Gewißheit des Erfolges — sollten Sie sagen. Der Feind ist niedergeschmettert durch Ihren raschen Einzug, die Stadt ist in einem wahren Freudentaumel, und Ihre treuen Hochländer werden Sie eben so sieghaft in den Palast von St. James einführen, als sie es heut in Holyrood thaten."

„Ich zweifele nicht daran," erwiederte der Prinz, „aber sagen Sie, wie geht es Ihrem Freunde, Sir Allan Glencairn?"

„Besser, viel besser, Hoheit, Dank der Geschicklichkeit seines treuen Arztes Saunders, welcher Allan und mich schon einmal durch seine Kunst und unermüdliche Sorgfalt gerettet."

„Und Ihr Gefangener?"

„Ist in einem Kerker des Palastes?"

„Wie geht es mit seiner Gesundheit?"

„Sie bessert sich zusehends, denn Saunders ward, obgleich nach einigem Sträuben erst, bewogen den Verräther zu behandeln. Doch Ihre Hoheit verzeihen — ich kam eigentlich, einen Besuch anzumelden."

„Besuch?"

„Ja. Die alte Gräfin von Arran bittet ehrerbietigst um eine Audienz."

„Die Gräfin Arran? O, wir stehen bereits in ihrer Schuld. Führen Sie sie augenblicklich herein. Unser Stern muß sehr im Steigen sein, wenn eine so kluge Person sich öffentlich für uns erklärt," sprach der Prinz lächelnd, denn er erwartete nichts Anderes, als daß die Gräfin beabsichtige, offen ihre Sympathie für sein Unternehmen darzuthun und ihre Mitwirkung zuzusagen.

Auf ein von Crawford gegebenes Zeichen wurden die Flügelthüren des Zimmers geöffnet, und die stattliche Dame, begleitet von dem alten, schwarz gekleideten Herren, trat ein.

Karl Eduard ging sogleich mit ritterlicher Galanterie der Gräfin entgegen und reichte ihr die Hand, dadurch auf ungezwungene Weise jede ceremonielle Huldigung ablehnend.

„Willkommen, Madame!" sprach er mit gewinnender Herzlichkeit. „Wir freuen Uns, Sie in Unserm Palast Holyrood zu begrüßen. Sie haben großen Anspruch auf Unsere Dankbarkeit, und Wir ersehnen die Zeit und die Gelegenheit, Uns erkenntlich zeigen zu können. Ihre kürzlich erhaltene, großmüthige . . . . ."

„Es ist sehr leicht, die Dienste meines seligen Gemahls zu belohnen," unterbrach ihn die Gräfin, absichtlich die Erwähnung ihres Darlehns mißverstehend, das sie durch Allan dem Prinzen gesandt.

„Wie so?"

„Durch einen Act der Gerechtigkeit: Indem Sie die Tochter des Mannes schützen, der Alles, bis auf die Ehre, Ihrer Familie geopfert. Der Bösewicht, welcher meine Nichte Alice Arran entführte, ist, wie ich höre, in der Gewalt Euerer Hoheit. Ich habe nicht nöthig, Euch zur Großmuth zu mahnen, denn Ihr seid ein Stuart — nicht nöthig, Euch um Gerechtigkeit zu flehen, denn Ihr seid ein Fürst, noch Euch zum Ritter der Unschuldigen und Hilflosen aufzurufen, denn Ihr seid ein Mann!"

„Wer ist dieser, mein Gefangener?"

„Mein eigener, unwürdiger Neffe, Alick Campbell."

„Madame," erwiederte der Prinz mit einer Stimme, welcher die Täuschung wohl anzuhören war, denn er hatte eine ganz andere Mittheilung erwartet. „So tief ich Ihren Verlust beklage, kann ich das Unrecht doch nicht früher bestrafen, bis ich die Macht besitze. Wissen Sie nicht, daß es noch Viele giebt, die Uns das Recht ableugnen, in Unsers königlichen Vaters Namen Gerechtigkeit zu üben, Viele, die noch dem Usurpator Seines Thrones gehorchen?"

„Alice gehört nicht zu diesen — sie ist noch ein Kind — ein hilfloses Mädchen. O Prinz, gebt sie mir zurück, und meine Lippen sollen Euch segnen. Die Macht dazu habt Ihr, denn ihr Entführer ist Euer Gefangener, Ihr habt auch das Recht . . . ."

„Als Regent?" fragte Karl, bemüht, die alte Dame womöglich zur Anerkennung seiner Regentschaft zu zwingen.

„Als Mann," antwortete die Gräfin, „und das ist hier das bessere Recht. Was verstehen Kinder und Frauen von Besitzstreitigkeiten und Regierungssachen? Ich befehle meine Nichte in die Hände Euerer Hoheit. Sie ist die Tochter des Mannes, der für die Stuarts kämpfte, blutete und in der Verbannung starb. Euerm größesten Feinde könntet Ihr diese Bitte nicht abschlagen. Beweist" — fügte sie hinzu, „durch eine edele Handlung, daß Ihr die Krone Euerer Väter zu tragen verdient, selbst wenn das Schicksal sie Euch verweigern sollte."

„Gut, Madame," sprach Karl Stuart, der „junge Chevalier". „Ich will Sie nicht drängen, will keine erzwungene Anerkennung aus einer lauen Unterthanin hervorlocken. Was verlangen Sie?"

„Laßt Alick Campbell vor Euch führen."

„Und dann?"

„Dann?" rief die Gräfin. „Ihr seid in Holyrood und fragt eine alte Frau, was Ihr thun sollt? Ich dächte, diese Mauern müßten Euch Antwort geben. Handelt wie Euer großer Ahnherr James IV. gehandelt haben würde gegen unmännliche Verrätherei und Treulosigkeit."

„Ich verstehe Sie," erwiederte lächelnd der Prinz, „Lady Arran wünscht, ich möge die königliche Macht ausüben, welche anzuerkennen sie zu klug und vorsichtig ist."

Er flüsterte hierauf Crawford einige Worte ins Ohr, worauf dieser sich sogleich entfernte.

„Wer ist dieser Herr?" fragte nun der Prinz, einen forschenden Blick auf den Begleiter der Gräfin heftend.

„Ein alter, treuer Freund," antwortete Lady Arran, „der so freundlich war, mit mir zu kommen."

„Mich dünkt, ich hätte sein Gesicht schon irgendwo gesehen."

„Wohl möglich, er war oftmals am französischen Hofe," entgegnete die Gräfin, merklich bleich werdend, denn ihr Begleiter war in der That kein Anderer, als Lord Binton selbst, der, genöthigt vor den so unerwartet einziehenden Schotten zu weichen, in Arranhouse eine augenblickliche Zuflucht gefunden, und dem Wunsche der Gräfin nachgebend, in einer bergenden Verkleidung sie zum Prinzen begleitet.

„Sind Sie krank, Madame?" fragte Karl besorgt, die plötzliche Blässe der Gräfin bemerkend.

„Es ist kein Wunder, Hoheit, in meinen Jahren. Ich habe sehr viel gelitten in der letzten Zeit und bin eigentlich vom Krankenbett aufgestanden, um Euerer Hoheit Gerechtigkeit in Anspruch zu nehmen.

Karl Eduard war sowohl von Gefühl als von Geburt ein Edelmann. Er führte die Lady zu einem Sessel und nöthigte sie, ihres Sträubens ungeachtet, in seiner Gegenwart zu sitzen.

Ehe er noch Zeit fand, seine fernere Aufmerksamkeit dem Begleiter der Gräfin zuzuwenden, öffnete sich die Thür, und Alick Campbell, noch bleich und schwach, ward hereingeführt, gefolgt von einer kleinen Abtheilung bewaffneter Bergschotten. Mit sichtbarer Schadenfreude ruhte sein Blick auf der Gestalt seiner Tante, die er durch diesen so unklugen Besuch beim Prätendenten zu compromittiren hoffte.

„Sir, wissen Sie, wo Sie sind?" fragte Karl Eduard.

„Ich stehe vor Einem, den ich nicht nennen darf," erwiederte der Major, sich ehrerbietig verneigend.

„Warum nicht nennen?" fragte überrascht der Prinz.

„Weil ich dem Souverain, dem ich durch meinen Eid mich verpflichtet, zu treu ergeben bin, um einem Andern den Titel zu geben, welcher meinem Herrn allein zukömmt."

„Diese Ausflucht ist etwas seltsam."

„Ein Mann von Ehre wird sie verstehen."

„Zu etwas Anderm denn," fuhr der Prinz fort. „Wo ist die Nichte dieser Dame, Miß Alice Arran. Besinnen Sie sich, ehe sie antworten, denn weder Lügen noch leere Ausflüchte werden angenommen."

„Ich weiß es nicht, Sir!"

„Das ist nicht wahr, Alick —" rief seine Tante. „Du sandtest Spione aus, sie in einem schutzlosen Augenblick zu überraschen, Du stahlst sie mir wie ein Dieb..."

„Und wie ein Dieb soll seine Strafe sein, wenn er nicht Antwort giebt," fügte der Prinz hinzu.

„Sie dürfen," bemerkte Alick stolz, „mit dem Leben eines Officiers nicht schalten nach der bloßen Anklage dieser alten, kindischen Frau. Ihre eigenen Anhänger müßten sich dieser Handlungsweise widersetzen, schon der schlimmen Folgen wegen, welche sie auf die allgemeinen Rechtsbegriffe haben könnte."

„Er spricht wahr," flüsterte Karl der Gräfin zu. — „Ich darf nicht."

Lord Binton, der seit Alick's Eintritt geflissentlich von diesem das Gesicht gewendet, zog ein Papier aus dem Busen, das er, Crawford verstohlen zu sich winkend, diesem übergab.

„Was soll ich damit?" fragte Crawford leise.

„Geben Sie es dem Prinzen," flüsterte der Lord, „und zeigen Sie mir womöglich einen Ort im Zimmer, wo jener Schurke mich nicht sieht."

Der junge Mann deutete auf den Schirm in einer Ecke des Gemachs, und während der Prinz das ihm von Crawford übergebene Schriftstück durchlas, verbarg Lord Binton, von Allen unbemerkt, sich hinter das schützende Geräth.

„Hier ist Etwas," rief der Prinz, „das meine Handlungsweise vor der Welt, ja sogar vor Ihrer Regierung rechtfertigen wird, und wenn ich Sie auch wie einen elenden Hund an den Galgen auf den Grasmarkt hängen ließe."

Alick ward todtenbleich — er erkannte den Brief in Karl Eduard's Hand.

„Das ist eine Erdichtung!" sprach er.

„Was ist eine Erdichtung?" fragte der Prinz mit einem Blick tiefer Verachtung.

„Dieser Brief!"

„Woher kennen Sie den Inhalt?"

„Ich errathe ihn."

„Errathen?" wiederholte Karl mit bitterm Lächeln; freilich, die Memme, die diese schändliche Schrift verfaßte, kann wohl den Inhalt errathen. Den Mann, der aus mißleiteten Grundsätzen seinen rechtmäßigen König verleugnet, ja sogar gegen dessen heiligste Rechte kämpft, kann ich noch achten, obgleich ich seine Ansichten nicht begreife, aber den feigen Mörder, der mit kalter Ueberlegung sich dazu erbietet, seinen Fürsten zu ermorden um einen Judaslohn, den verabscheue, den verachte ich!"

„Mörder?" rief die Gräfin. — „Sagte Euere Hoheit ‚Mörder'! Um Gotteswillen widerruft das Wort, oder der Stamm meines Bruders ist entehrt auf immer!"

„Lesen Sie, Madame," sprach der junge Chevalier, den Brief der Gräfin reichend — „und urtheilen Sie selbst."

Lady Arran ließ rasch ihre Blicke über den schändlichen Vorschlag eilen, welchen Alick der Regierung gemacht, wodurch er sich erbot, das Leben des kecken, vermessenen Prätendenten, wie er ihn nannte, zu nehmen, unter der Bedingung, daß die Baronie von Arran der ältesten Nichte des verstorbenen Earl zuerkannt werde, die er in nächster Zeit zu seiner Gattin zu wählen gedenke.

Es ist schwer zu entscheiden, ob Zorn oder Scham in der Brust der Matrone die Oberhand hatte bei der unwiderleglichen Erkenntniß von der Schlechtigkeit ihres Neffen.

„Ich schrieb den Brief nicht," sprach Alick finster.

„Du lügst," entgegnete die Gräfin, „der Vorschlag schon sieht so sehr Dir ähnlich, daß Du ihn kaum verleugnen könntest, auch wenn die Schriftzüge ungenügend wären. Hoheit," fügte sie hinzu, „nicht um die Ländereien von Arran, nicht um die Rettung meines verlorenen Kindes, obgleich es mir theuer ist, als hätte ich es unter meinem Herzen getragen — möchte ich meines Bruders Blut beschimpfen. Aber bei der einstigen Seligkeit meiner Seele als Christin, bei meiner Ehre als Peerin, erkläre ich, daß dieser Brief von der Hand meines unwürdigen, ehrlosen Neffen Alick Campbell geschrieben ist. Ich kenne seine Schrift. O, daß ich erleben muß, meines Bruders Sohn als Schurken zu sehen!"

„Und ich erkläre bei meiner Fürstenehre," sprach Karl — „daß ich den Bösewicht, wenn er nicht den Aufenthalt der Lady Alice Arran angiebt, so daß sie binnen 12 Stunden den Ihrigen zurückgegeben ist, auf öffentlichem Markte zu Edin-

burg aufhängen lasse, mit diesem schmählichen Briefe auf der Brust, und stände der Usurpator mit seinem Heer dicht vor den Thoren der Stadt."

„Sie dürfen es nicht," bemerkte Alick nochmals.

„Nicht dürfen?" wiederholte Karl — „warum nicht dürfen? Auf einen Officier, der selbst im Dienst des Usurpators, gegen seinen rechtmäßigen Fürsten offen die Waffen zieht, könnte und würde ich achtungsvolle Rücksicht nehmen. Gegen einen Mörder habe ich keinerlei Verpflichtung. Wo ist Miß Alice Arran?"

Der Gefangene schwieg.

„Noch einmal und zum letztenmal —" fuhr der Prinz fort — „ich lasse mich nicht zu einer dritten Frage herab."

Wiederum keine Antwort.

„Lady Arran," fuhr Karl fort, nach seiner Uhr sehend. „Wir möchten Ihren Jahren und Ihrem Geschlecht die unvermeidliche schreckliche Scene ersparen. Kehren Sie nach Ihrer Wohnung zurück."

„Hoheit," sprach die Gräfin erbleichend, denn der Elende blieb doch immer ihres Bruders Sohn — „vielleicht könnten einige Stunden Ueberlegung den unglückseligen Jüngling zu der Erkenntniß bringen, daß...."

„Zum Warten haben wir jetzt keine Zeit, Madame. Sie wandten sich an das Gerechtigkeitsgefühl Charles Stuart's, und es wird nicht lässig sein. In Zeit von 12 Stunden ist Ihre Nichte entweder Ihnen zurückgegeben, oder der Name Campbell am Galgen entehrt."

Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, ließ keinen Einwand zu. Der Prinz nahm die alte Dame bei der Hand, geleitete sie bis zur Thüre des Vorzimmers, wo er, sich höflich verneigend, sie der Obhut des Lord Binton übergab, der seine alte Freundin zum Wagen und nach Haus begleitete.

Sobald Karl Eduard sich in sein Zimmer zurückgezogen, schellte er dreimal — das Zeichen für die Adjudanten in seiner Nähe, hereinzukommen.

„Führt den Gefangenen ab," sprach er, als die Hochländer ins Gemach traten, „und schickt ihm einen Priester."

triguen, den er schon zu fassen geglaubt, aufzugeben. Doch er sah wohl, daß es dem Prinzen Ernst sei, und so gab er nach.

„Halt!" rief er, als einige Hochländer ihn fortführen wollten. Ich nehme das Erbieten Seiner Hoheit an. Er gebe mir sein fürstliches Wort auf meine Sicherheit!"

„Führt den Gefangenen fort!" wiederholte Karl mit dem Ton tiefer Geringschätzung. „Was wir versprachen, soll buchstäblich erfüllt werden. Er mag mit Ullrich Crawford unterhandeln, den die Freundschaft für Sir Allan Glencairn und Lady Arran mit diesem Geschäft versöhnen wird. Wir, für Unsere Person, können mit einem notorischen Schurken keine Zwiesprach halten!"

Mit diesen Worten, in welchen die ganze Würde des Stuart, der ganze Stolz des Fürsten sich aussprach, verwies Karl Eduard Alick Campbell aus seiner Nähe.

Diese stolze, geringschätzige Behandlung empörte Alick's Natur weit mehr, als die heftigsten, bittersten Vorwürfe gethan haben würden, und es gehörte die Todesfurcht dazu, seinen Lippen ein Geständniß zu entlocken. Doch er that dieses Geständniß, und eine Stunde nach seiner Rückkehr in den Kerker war Ullrich Crawford, von dem jungen Lord Lindsay und mehren anderen Hochländern begleitet, bereits auf dem Wege nach Linlithgow, die gefangene Alice in Freiheit zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Neues Spielzeug.

Am Nachmittage des ersten Januar 1859 saß die kleine Mathilde auf dem Fußboden des Wohnzimmers, ihre Puppe wartend, welche durch mehrfache Gewaltthaten aller Haare und Kleider, zum Theil sogar ihres Gesichts beraubt worden war. August (kleiner als Mathilde) saß daneben, einen Pferdekörper hin- und herrollend, dessen kohlschwarze Haut durch zahlreiche weiße Flecken ihre frühere Einförmigkeit gänzlich

thilde, August und Arthur ganz herzlos waren, müssen aber demohnerachtet unsere Ueberzeugung aussprechen, daß, hätte der Großvater erklärt, daß er sich im letzten Stadium der Auszehrung befinde, diese Nachricht den Kindern weit weniger Gram verursachen würde, als die Entdeckung, daß das braune Packet nichts Anderes als etwa Cigarren, Kaffee oder dgl. enthalte.

Großpapa begrüßte die drei Lieblinge mit Namen, die eben so zärtlich als unpassend waren. Mathilde, welche in der reinsten aller Schürzen prangte, und deren Locken in tadelloser Ordnung um das Köpfchen hingen, redete er an: Du kleine Schlumpe! August, die personificirte Dummheit, betitelte er: Du kleiner Schelm! Nun komm, Du Held! war der stolze Zuruf, womit er Arthur bewillkommnete, beiläufig gesagt, das schwächlichste, verdrießlichste Bübchen, das jemals in einem Kinderzimmer sein Wesen trieb.

„Ihr wißt doch was heut ist?" fragte der gute alte Herr. Zwei wußten es. Mathilde bemerkte, daß Sonnabend sei, und August war der Meinung, daß es kalt sei. Der jugendliche Held Arthur behielt seinen Finger im Munde und seine Ansicht für sich.

„Neujahrstag ist heut —" sprach der freundliche Großpapa, „und ich habe Euch hier ein Neujahrsgeschenk mitgebracht."

Mit dieser kurzen Erklärung ward das Packet auf die Erde gelegt und den Kindern von ihren Eltern befohlen, dem Großpapa einen Kuß zu geben, ein Befehl, den Mathilde mit großer Beeiferung, August weniger enthusiastisch und Arthur gar nicht erfüllte, wahrscheinlich weil er sonst hätte den Daumen aus dem Munde nehmen müssen.

Wenn wir die Anwesenheit der Eltern vorher nicht erwähnt, so unterblieb es nur, weil sie nicht in unser Bild gehörten. Sie waren und blieben gleichwohl im Zimmer gegenwärtig.

Das Neujahrsgeschenk, als man ihm das braune Papierkleid ausgezogen, desgleichen den Unterrock in Gestalt einer großen Pappschachtel, erwies sich als ein Gegenstand von unübertrefflicher Herrlichkeit. Es war nichts Geringeres als

Sie drängten sich hinzu, knieten nieder und küßten seine Hand. (S. 98.)

„Euere Hoheit —"

„Wenn in 12 Stunden," fuhr Karl fort, „Ihr nicht Gegenbefehl von mir erhaltet, so führt den Gefangenen an den Galgen auf dem Grasmarkt."

„Galgen?"

„Und dort," fuhr der Prinz mit derselben Kälte fort, „nachdem Ihr ihm hier diesen Beweis seines Verbrechens auf die ehrlose Brust geheftet, laßt ihn den Tod des Verräthers und Mörders sterben!"

Er überreichte Lochiel, der mit den Officieren erschienen, den Brief, den dieser mit des Prinzen Erlaubniß laut vorlas. Ein dumpfes Gemurmel des Abscheus folgte der Vorlesung, welche den Zuhörern den mörderischen Anschlag auf das Leben ihres theuern Prinzen enthüllte — und Alick fühlte wohl, daß wenig Aussicht sei von diesen Männern errettet zu werden.

„Der kaltblütige Schuft!" rief Laird Hinton. „Aber warum will Euere Hoheit 12 Stunden mit ihm warten? Beleidigte Gerechtigkeit fordert sein Leben; so laßt ihn gleich sterben, allen Verräthern zur Warnung!"

„Ich habe die Zeit einmal festgesetzt," sprach Karl. „Das genügt. Führt den Gefangenen fort — er kennt nun sein Urtheil."

Ein harter Kampf erhob sich in Alick's Brust, ehe er es vermochte, zur Rettung seines Lebens den Preis seiner In-

verloren hatte. Der Kopf des edeln Thieres, längst schon vom Rumpfe getrennt, war zu einem selbstständigen Spielzeuge avancirt, womit Arthur, der Kleinste, sich vergnügte, indem er bald mit unendlichem Genuß es in den Mund steckte, die Farbe abzulecken, bald aus der gesträubten Mähne einzelne Haare zog und sie mit aller Kraft seines kindlichen Hauches in die Luft blies.

Jetzt ertönte das Gerassel eines Wagens, die Kinder liefen ans Fenster, der Wagen hielt vor dem Hause, und ein alter Herr, das wahre Musterbild eines gesunden, wohlhabenden, wohlwollenden Patriziers, stieg aus, sprach einige Worte mit dem Diener, der, mit Hilfe des Kutschers, ein großes, in braunes Papier gewickeltes Packet aus dem Wagen holte, und es behutsam ins Haus trug.

Nach wenigen Minuten kam der Diener (jetzt mit leerer Hand) und meldete den freundlichen alten Herrn, der auch sogleich, mit dem großen Packet unter dem Arm, ihm auf dem Fuße folgte.

„Bist Du hübsch gesund, Großpapa?" riefen die Kinder einstimmig und stürmten dem alten Herrn entgegen, ungeachtet ihrer Besorgniß für Großpapas Gesundheit ihn selbst mit keinem Blick, dafür aber um gespannter das Packet unter seinem Arme ansehend. Wir glauben zwar nicht, daß Ma-

eine vollständige Miniatur-Darstellung eines spanischen Stiergefechts. Da waren Picadores mit Speeren, Matadores mit Dolchen, alle prachtvoll costumirt. Da waren Stiere in allen erdenklichen Stadien des Lebens, im vollsten Lauf, in der Wuth des Kampfes und im Verscheiden. Da waren Galerien, die man aufstellen und abnehmen konnte nach Belieben und eine Menge schön geputzter Damen und Herren, die die Zuschauer vorstellten. Als die kleinen Figuren alle aus der Schachtel genommen und vom Großpapa aufgestellt waren, jede an ihren gehörigen Platz, wie der Spielwaarenhändler es ihm gesagt, war der Anblick wirklich imposant. Die Eltern, laut das schöne Geschenk preisend, befahlen den Kindern abermals, den guten Großpapa zu küssen, doch diese standen ganz erstarrt vor der überwältigenden Größe des Gedankens, daß ein so großer, köstlicher Schatz ihnen zusammen gehören solle. Wir dürfen als treue Berichterstatter nicht verheimlichen, daß die Lanze des einen Picador entzweibrach. — Indessen, die schwache, zerbrechliche Waffe konnte man als eine Art „Ring des Polykrates" betrachten, als das Opfer, das der fernern ungetrübten Glückseligkeit fallen mußte.

Tage vergingen, und mit ihnen die Pracht des spanischen Stiergefechts. Das ordentliche Aufstellen der Figuren war den Besitzern nach einiger Zeit langweilig geworden, und sie versuchten dieselben zu neuen Zwecken zu benutzen. Mit Hilfe einiger Bücher ward ein Fleischerladen gebaut, an dessen

Thür Großpapas Stiere an den Beinen als verkäufliches Schlachtvieh aufgehangen wurden, während der vornehmste Matador und die Königin von Spanien als Fleischer und Frau Fleischerin fungirten. Gelegentlich fiel der unsolide Bau, wie das nicht anders sein konnte, zusammen, und groß war die Verwüstung, die die verhältnißmäßig schwere Last der Bücher an den schwachen Gliedern der Zwei- und Vierfüßler anrichtete. — Wir sind jedoch geneigt zu glauben, daß den Körpern der kleinen hölzernen Spanier etwas von castilianischem Rachegefühl innewohnte, denn so viel ist gewiß: Held Arthur verwundete sich an einer zerbrochenen Lanzenspitze, die sogar als Splitter in seinem Finger zurückblieb. In Folge dieses bemerkenswerthen Unglücks war der nie sehr liebenswürdige Arthur höchst unangenehm, stöhnte einen ganzen Nachmittag über den Splitter, ohne jedoch zu gestatten, daß derselbe mit einer Nadel herausgenommen werde; sein Geschrei beim Anerbieten solcher Hilfe war so groß, daß die Operation bis zur Schlafenszeit verschoben werden mußte.

Wieder vergingen einige Tage und Großpapas Stiergefecht hatte noch ernstere Prüfungen erfahren. In einer plötzlichen Anwandlung von Reinlichkeit hatten die Kinder jeden Stier, Toreador, Matador, Picador und Zuschauer mit Wasser und Seife gewaschen, und dadurch die Haut der Thiere und die Kleider der Menschen ihres ursprünglichen Glanzes beraubt. Köpfe, Arme und Beine waren von achtlosen Fußtritten zermalmt worden, und der Fall der ganzen Schachtel vom Fensterbrett auf den Fußboden, der eines Tages stattfand, war an Greueln der Verwüstung dem Erdbeben von Lissabon zu vergleichen. Die kläglichen Verluste, welche die Reihen der Spanier immer mehr und mehr lichteten, einzeln herzuzählen, übersteigt unsere Kräfte; gleichwohl blieb, trotz seiner Verminderung, das Stiergefecht noch immer eine Corporation bis zu dem unglücklichen Tage, da die Kinder, durch den gemeinschaftlichen Besitz sich beschränkt fühlend, in Krieg geriethen und endlich beschlossen, die Figuren in drei Theile zu theilen, so daß Jeder seinen eigenen Antheil habe.

Da die Einheit des Ganzen auf diese Weise einmal zerstört war, machte der Verfall im Einzelnen reißende Fortschritte. Endlich blieb nichts mehr übrig, als die Galerie der Königin, welche, von dem Kindermädchen gerettet, als Verzierung auf dem Kaminsims im Kinderzimmer prangte, als leuchtendes, gleichwohl wenig beachtetes Denkmal der großväterlichen Güte am Neujahrstage.

Am Nachmittag des ersten Februar 1859 saß Mathilde wiederum auf dem Fußboden im Wohnzimmer, und wartete ihre Puppe, August saß neben ihr, das alte enthauptete Pferd schaukelnd, dessen Kopf immer noch dem kleinen Arthur als Spielzeug diente. Plötzlich erfüllte ein eigenthümlicher Nebel das Zimmer, und als er sich zerstreut, sahen die erstaunten Kinder eine große robuste Frau, mit einem Gesicht wie die gewöhnlichen billigen Larven. Wie der Saturn von seinen Ringen, so war die Erscheinung von einem großen Ringe umgeben, aus den elegantesten, kostbarsten Spielsachen zusammengesetzt. In ihrem Schooß, wahrscheinlich des Contrastes wegen, hatte sie eine Masse gewöhnlichen Spielzeugs: Kreisel, Murmeln, einfache Puppen und Pferde, ABC-Tafeln und Schießscheiben, schlecht genähte Bälle von weicher und harter Qualität, während ihre linke Hand auf einem Reifen von bedeutender Größe ruhte. In der rechten Hand hielt sie einen Reifenstock — oder nein — es mochte wohl ein Zauberstab sein — denn als sie ihn bewegte, begann der Ring, welcher das seltsame Wesen umgab, sich zu regen, die Spielsachen, aus denen er bestand, klirrten, krachten und zerbrachen bei der Bewegung, sich stets zu neuen Formen gestaltend, während das Spielzeug in ihrem Schooß, von der zermalmenden Bewegung unberührt, ruhig und unangetastet in seiner glanzlosen Solidität verblieb.

„Kinder!" sprach die Erscheinung, „ich bin die Fee Joujou, und kam, um Euch die Natur des Spielzeugs zu erklären. Es giebt wohlfeiles Spielzeug, gemacht, um damit zu spielen, und das ist gut genug für so unbändige Kinder, wie Ihr seid. Dann gibt es aber auch theueres Spielzeug, das gar keine Unterhaltung gewährt, sondern nur gemacht ist, gutmüthigen alten Herren wie Euerm Großpapa, das Geld aus der Tasche zu locken. Das gewöhnliche Spielzeug ist das wahre Spielzeug, und ob wir jede Sache einzeln, oder die Gattung im Ganzen betrachten, so finden wir, daß ihr eigentliches Wesen die Dauer ist. Reifen und Kreisel, womit die Kinder heut spielen, sind nichts Anderes als der trochus und der turbo, womit sich die Knaben des alten Roms vergnügten. Die Spielsachen, die Ihr da in Eueren kleinen schmutzigen Händen haltet, die auf eine Weise zertrümmert und entstellt sind, daß Ihr tüchtige Strafe dafür verdientet, diese Spielsachen schaffen Euch doch immer noch Vergnügen, während das schöne, kostbare Neujahrsgeschenk in seine Atome aufgelöst ist nach einer Existenz von so kurzer Dauer, daß man nichts als unerfreuliche Verwunderung darüber empfinden kann. Ein Dichter hat gesagt: Der Mensch ist sehr ernst, wenn er spielt — und vielleicht ist deshalb das Spielzeug, welches den Launen der Mode trotzt, ein gewissermaßen ernster Gegenstand, festen sittlichen Grundsätzen vergleichbar, welche der Verderbniß böser Zeiten Trotz bieten.

Bettina v. Arnim, † 20. Januar 1859.
Nach dem Originalgemälde von C. Arnold.

„Kreisel, Murmeln, Bausteine und ähnliche Spielsachen zerbrechen nicht, verderben nicht — noch Euere Kinder können damit spielen. Doch das theuere Spielzeug, das zum Weihnachtsverkauf gemacht ist, schmilzt dahin, wie Winterschnee, verschwindet, wie ich jetzt verschwinde!"

Mit diesen Worten verschwand die Fee Joujou sammt ihren Herrlichkeiten wirklich. Die drei Kinder sahen einander einige Augenblicke verblüfft an und brachen dann in ein einstimmiges Geschrei aus.

„Himmel, was ist geschehen?" fragte die herbeieilende Mutter.

„Ach — ach, Mama," schluchzte Mathilde, „wir haben die Frau Ruprecht gesehen; sie hat uns so sehr gescholten, und wir sind doch so artig gewesen!" [4138]

Bettina v. Arnim.

Der Name dieser hochbegabten, eben so geistreichen als baroken Frau ist jedenfalls unter unseren Leserinnen bekannt genug, um einiges Interesse für ihr Bild zu erwecken. Durch das vielgenannte, vielgelesene Buch: „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde", flossen zuerst die wunderklaren, reizend plaudernden Wellen und Wellchen dieses naturfrischen Wesens in den breiten Strom unserer Literatur. Gleichwohl war Bettina nicht das, was man eine Dichterin nennt. Ihr Freund Göthe sagt zu ihr: „Du kannst nicht dichten, weil Du das bist, was die Dichter poetisch nennen."

Bettina v. Arnim, geb. Brentano, ward zu Frankfurt a. M. 1785 geboren, und starb den 20. Jan. 1859 zu Berlin. [4140]

Die Sprache.

Wenn wir die endlose Reihe organisch geschaffener Wesen betrachten, von dem Löwen, dem König der Thiere an, bis zu dem kleinsten Grashalm, so finden wir, daß sie vollendet aus den Händen der Natur hervorgehen, daß sie werden, wachsen, sich ausbilden nach ewig sich gleichbleibenden Gesetzen, die dem Einzelwesen zwar größere oder geringere Kraft und Schönheit, der Gattung aber keine Vervollkommnung gestatten.

Das Brüllen des Raubthieres erschüttert noch heut mit derselben grausigen Gewalt die grünen Wölbungen der Wälder, wie vor 1000 Jahren, die Nachtigal lernte im Lauf der Jahrhunderte keinen neuen Sehnsuchtslaut, keine neuen Triller hinzu, die Rose duftet, die Woge braust wie vom Anbeginn der Welt, denn wie sie geschaffen sind, sind sie vollkommen und in sich vollendet.

Unvollkommen und hilflos nur geht der Mensch hervor aus den Händen der Natur, ein weinendes, lallendes Kind, das langsam sich emporarbeitet zur Reife. Unvollkommen und hilflos, dem lallenden Kinde vergleichbar, betrat auch das Menschengeschlecht einst die Welt, doch ausgerüstet mit dem göttlichen Funken der Vernunft, d. h. mit der Kraft, aus sich selbst heraus sich zu immer höherer Vollendung emporzuarbeiten.

Was war der Mensch vor Jahrtausenden, und was ist er jetzt? Sein Verstand hat die Geheimnisse der Natur durchdrungen, die Räthsel der Schöpfung zu lösen versucht und die Welt auf eine Stufe der Erkenntniß, intellectueller Kraft und Bildung gehoben, welche frühere Generationen als Wunder anstaunen würden.

Aus dem mütterlichen Boden dieser Bildung hat die menschliche Sprache sich entwickelt, die Sprache, in ihren tausend Formen und Abweichungen kein unmittelbares Geschenk der Natur, wie der Gesang des Vogels, der Duft der Blume, sondern Menschenwerk.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, zu zeigen, wie unser köstliches Kleinod, die Sprache, im Laufe der Jahrhunderte wuchs, sich klärte und läuterte mit den Begriffen, welche durch des Menschen aufmerksames Auge in seine Seele zogen.

Das wäre eine Aufgabe für die Wissenschaft. Ihr ziemt es, zu ergründen, wie der Edelstein unserer Sprache durch Jahrhunderte so köstlich, strahlend geschliffen worden, daß er alle Lichter und Funken des Geistes, des Herzens, der Seele gehorsam wiederspiegelt — uns sei vergönnt, des Edelsteins uns zu freuen, der schon „fertig", vollendet in unsere Hände gelangte, den wir nur zu hüten haben, gleich einem Talisman, denn ein solcher ist die Sprache.

Noch vor ungefähr 50 Jahren, wo die Bildung der Frauen überhaupt eine weniger wissenschaftliche war, rechnete man denselben Sprachfehler nicht hoch an, doch unmerklich ist mit dem verbesserten Unterrichtswesen, der größern Planmäßigkeit der Schulbildung, deren Vortheile auch dem weiblichen Geschlecht zufielen, der geistige Standpunkt der Frauen auf eine höhere Stufe gerückt. Früh schon durch die Schule an Nachdenken gewöhnt, das Rechte vom Falschen, das Schöne vom Unschönen unterscheidend, durch häuslichen und geselligen Verkehr unterstützt, durch Lectüre die erlangte Kenntniß der Sprache weiter bildend, gelangten die Frauen auf den Punkt, die Sprache mit Bewußtsein zu brauchen, im Gegensatz zu Kindern und Naturmenschen, welche ohne Untersuchung und Nachdenken als etwas Ueberkommenes sie hinnehmen und

sich ihrer bedienen, wenig fragend, ob sie es auf richtige oder angenehme Weise thun.

Möge diese Bemerkung nicht so gedeutet werden, als sei eine gekünstelte, gezierte Redeweise einer natürlichen vorzuziehen! O nein. — Doch wenn es das Ziel der Bildung ist, das Roh-Natürliche in gefällige Formen zu bringen, so ist eine gebildete Sprache die, welche, von Rohheit wie von Ziererei gleich weit entfernt, sich als natürlicher Ausdruck eines geordneten, denkenden Geistes zu erkennen giebt.

Glücklich sind die Kinder, welchen in ihren nächsten Umgebung die Sprache stets nur in ihrer gereinigten Form entgegentritt; sie sind unendlich bevorzugt vor denen, die im elterlichen Hause vielleicht eine mangelhafte, rohe Redeweise sich aneigneten in den Jahren, wo das Beispiel am mächtigsten wirkt, weil das Urtheil des eigenen Verstandes noch nicht reif genug, das Richtige vom Falschen, das Schöne vom Häßlichen zu unterscheiden. Ja, die Erfahrung bestätigt sogar, daß Kinder vorzugsweise leicht die Rohheiten und Häßlichkeiten der Sprache sich aneignen, wahrscheinlich, weil eine gewisse Komik dem Häßlichen innewohnt, wofür der Sinn des Kindes besonders geschärft ist.

Wollte ich meinen jungen Leserinnen zurufen: „Bildet Euere Sprache!" so wäre das im Grunde nur eine bildliche Redeform, die die Wirkung statt der Ursache setzt, und hieße nicht anders, als: Bildet Euern Geist, so wird die Sprache mit ihm emporgehoben und veredelt.

Es giebt allerdings gefällige Redeformen, welche ohne tiefere innere Bildung doch den äußern Anstrich derselben geben und eine Zeit lang sogar im Stande sind, die Hohlheit des Geistes zu verbergen; doch dem schärfern Beobachter kann es nicht entgehen, daß der eigentliche, feinste Schmelz der Sprache aus einem gebildeten Geiste und aus einem warmen Herzen aufsteigt.

Es ist mir, als müsse ich im Interesse der Kinder alle Eltern bitten, so weit sie es selbst im Stande, die Sprache der noch Unerwachsenen streng zu überwachen, ihnen keine Nachlässigkeit, keine Unrichtigkeit hingehen zu lassen. Das Gute und Richtige gewöhnt sich leicht an, haftet aber spät und schwer, wenn wir, zur eigentlichen Urtheilsreife gelangt, erst beginnen müssen, unsere Fehler zu berichtigen, und seien es auch nur Sprachfehler.

Diese Fehler sind wichtig genug, sich darüber zu betrüben, und wenn man sie erkannt, um deren Beseitigung sich zu bemühen.

Stört doch an unserm Kleide eine schlecht gelegte Falte, ein schiefer Besatz, eine unsaubere Naht unsern Ordnungssinn, und ein Fehler am Kleide des Geistes sollte uns gleichgültig lassen? Ist die Sprache doch, und mit Recht jetzt vorzugsweise, der Maßstab, nach dem die Bildung des Menschen gemessen wird; was ist also natürlicher, als daß wir für die Reinheit unserer Sprache mindestens ebenso besorgt sind, wie für die Reinheit und Ordnung unserer Kleidung.

Hier wie dort müssen wir streben, daß Reinheit und Ordnung uns zur andern Natur werden, denn so wenig schön es ist, mit ängstlicher Sorgfalt stets über unsern Anzug zu wachen, jede verschobene Falte augenblicklich wieder in ihre Lage zu bringen, so wenig schön ist die zur Schau getragene ängstliche Besorgniß um unsere Ausdrucksweise.

Die vorzüglichste Schönheit der Sprache, Wohllaut und Richtigkeit vorausgesetzt, besteht in der Klarheit derselben, doch Niemand kann klar sprechen, der nicht klar denkt. Wollen wir also unserer Redeweise den hohen Werth der Klarheit und Verständlichkeit geben, so müssen wir uns gewöhnen, klar und folgerichtig zu denken.

Für die im Allgemeinen sehr zu regellosen Träumen geneigte weibliche Natur ist diese Forderung eine der schwersten, und doch ist es gerade die Klarheit der Rede, welche sie zu einem hohen Schatz für uns selbst, zu einer Wohlthat für unsere Angehörigen machen kann.

Ja zu einer Wohlthat! Durch klares Denken, durch sinniges Eingehen in die Interessen des Gatten, die mit ihm zu besprechen sie durch die Gabe der Rede in Stand gesetzt ist, tritt die Gattin erst ganz in die ihr gebührende Stellung, als Lebensgefährtin ihres Mannes, dessen sorgenbelastetes Gemüth in traulichem Gespräch mit ihr zugleich Theilnahme und Erleichterung findet, da die Frau nicht nur liebende Zuhörerin, sondern auch verständige Rathgeberin sein kann.

Ob das Weib als Mutter der Klarheit der Sprache bedürfe? Vielleicht werden mir Manche entgegnen, die Kraft, der Instinct der Mutterliebe mache jene Eigenschaft entbehrlich, doch ich möchte dieser Behauptung nicht beistimmen. Zwar wird die Ermahnung der Mutter auf das Herz guter Kinder wohl in jeder Gestalt Eindruck machen, weil sie, vom Herzen kommend, an das Herz sich wendet, doch nachhaltiger wirkt sicher noch die Ermahnung, wenn sie dem Kinde, namentlich dem in bereits verständigen Alter, mit der eindringlichen Klarheit des Ausdrucks ertheilt wird, welche dem Kinde imponirt.

Keiner Macht beugt das Kind sich lieber, als der geistigen Ueberlegenheit der Eltern, wenn es dieselbe einmal anerkannt. Jemehr es den Eltern gelingt, den Kindern gegenüber sich auf eine hohe Stufe der Charaktergröße und geistiger Bildung zu stellen, um so glücklicher werden die Kinder sein, denn gewöhnlich ist es des Kindes erster, tiefer Schmerz, wenn es an der Unfehlbarkeit der Eltern zu zweifeln beginnt.

Verzeiht die Abschweifung, aber die Sprache ist ja doch nur ein Theil der Macht, durch welche Vater und Mutter auf das Kind, jeder Mensch auf seine Umgebungen wirkt, und gering gegen die größere Macht des Beispiels.

Gleichwohl ist es nicht schwer zu begreifen, von welch hoher Bedeutung die Sprache sei in allen Beziehungen des häuslichen, geselligen und öffentlichen Lebens. Die Sprache, die schönste Blüthe der Civilisation, trägt zugleich den Samen fortschreitender Bildung in ihrem Kelche. Gefühle und Empfindungen, Wissen und Kenntnisse, Erfindungen und Entdeckungen, Alles, was im Herzen oder im Geiste des Menschen erblüht, fliegt mit dem Samenkorn des Wortes in andere Herzen und Geister, in dem neuen Boden sich zur neuen Blüthe gestaltend, deren Samen wie auf Windesflügeln weiter und weiter fliegt, von keiner Mauer, von keiner Schranke gehemmt.

Darum pflegt und liebt Euere Sprache, denn sie ist die Blumenkette, die Euch zunächst mit Eueren Lieben und mit Euerm Vaterlande, im weitern Sinne mit der Menschheit verknüpft.

[4143] **Marie Harrer.**

Regeln beim Essen.

1. Bist Du an regelmäßiges Leben gewöhnt, so halte Deine Mahlzeiten regelmäßig und zu bestimmter Stunde.
2. Leute von schwächlicher Constitution müssen oft essen, wenigstens so oft sie Hunger verspüren, doch nie zu viel auf ein Mal.
3. Du mußt Dich nie zu Tische setzen, wenn Du aufgeregt und zornig, oder vom Gehen erhitzt bist.
4. Trinke nicht zu kalt beim Genuß heißer Speisen.
5. Trinke langsam und nicht zu oft beim Essen.
6. Benutze nicht die Essenszeit zum Lesen, zum Studiren oder anderen geistanstrengenden Beschäftigungen. Während des Essens ist der Körper Herr und Meister, und der Geist darf sich nicht vordrängen, als höchstens um die Forderungen des Körpers zu unterstützen.
7. Iß niemals Speisen, die Dir Ekel oder Widerwillen erregen.
8. Nimm niemals zu heiße Speisen oder Getränke; sie sind den Zähnen und der Verdauung gleich nachtheilig.
9. Verscheuche, wo möglich, beim Essen trübe Gedanken. Die Alten, wohl wissend, welch günstigen Einfluß auf die Gesundheit die fröhliche Stimmung beim Essen übe, hielten Narren und Lustigmacher, welche anregen mußten zum Lachen, das bekanntlich das beste Verdauungsmittel, und heut zu Tage sucht man bei Gastmahlen durch Musik an der Tafel Fröhlichkeit zu verbreiten. Man ist zwar im Allgemeinen sehr geneigt, das Lachen als einen rein instinctiven Ausdruck heiterer Stimmung, ohne weitern Zweck, zu betrachten, und doch ist es zugleich eine der wichtigsten Functionen des Körpers, welche die Nerven stärkt, die Galle verjagt, eine wohlthätige Circulation des Blutes bewirkt und, wie schon bemerkt, die Verdauung befördert.

   Erhalte also bei Tisch den guten Humor, laß die häuslichen und geschäftlichen Sorgen Dir dahin nicht folgen. Verstimme nicht den Gatten durch ärgerliche Mittheilungen und vermeide sogar die Kinder zu schelten; — dies kann, wenn sie Verweise verdient haben, zu geeigneterer Zeit geschehen.
10. Iß nicht viel Zucker, wenn Du die Zähne schonen willst; auch jene feinen Kuchen und Näschereien, welche viel Kalktheile enthalten, sind den Zähnen schädlich.
11. Nach der Mahlzeit iß ein Stückchen trockenes Brod; dies reinigt die Zähne besser, als manche gepriesene Zahnseife.
12. Anstrengende Bewegung nach der Mahlzeit stört die Verdauung. — Manche Naturen fordern nach Tisch einen kurzen Schlaf, doch diese Gewohnheit ist keine gute, sie macht den Mund verschleimt, beschleunigt die Pulse und leistet dem Fieber und dem Schlagfluß Vorschub.
13. Die Mahlzeiten müssen nicht zu rasch aufeinander folgen. Obgleich die feste Bestimmung der Zeit bei der großen Verschiedenheit der Mahlzeiten schwer ist, so kann man doch im Durchschnitt annehmen, daß nach einer aus Fleisch, Gemüse, Brod 2c. bestehenden Mahlzeit $3\frac{1}{2}$—4 Stunden vergehen müssen, ehe man zu einer abermaligen schreitet, wenn nicht, wie oben bemerkt, ein schwächlicher Körper öfteres Essen bedingt. [4122]

Ueber das Kochen der Gemüse u. s. w.

Von Professor Dr. Runge.

Die uralte „Hausmannskost", bei deren Bereitung Fleisch und Gemüse in einem und demselben Topfe gar gekocht werden, die unter den Fremdnamen „pot au feu" und „olla potrida" unseren Hausfrauen angepriesen wird und über welche manche ganz schlechte unbrauchbare Recepte den Weg in Haus und Küche gefunden haben — diese Hausmannskost bereitet man ganz einfach wie folgt.

Man bringt Ochsenfleisch ($2\frac{1}{2}$ Pfund), Knochen ($1\frac{1}{2}$ Pfund) und Wasser (10 Pfund) zum Kochen, schäumt ab, bedeckt dann den Topf und läßt den Inhalt bei mäßigem Feuer drei bis vier Stunden oder so lange kochen, bis das Fleisch weich ist. Während dieser Kochzeit hat man die Gemüse vorbereitet und thut sie nun (nach 3—4 Stunden) in den Kochtopf zum Fleisch, aber nach und nach, damit das Kochen durch die Abkühlung nicht zu lange unterbrochen werde. Auch hat man, wenn mehre Arten von Gemüse in Anwendung kommen, eine Reihenfolge des Hineinthuns zu beobachten, so z. B. alte Schoten früher als junge, die Sellerie- und Petersilienwurzel eher als Spargel und Blumenkohl, so daß jene etwa $\frac{3}{4}$, diese nur $\frac{1}{2}$ Stunde dem Kochen unterworfen werden.

Hierbei werden nun die Gemüse nicht weicher als es nöthig ist und behalten viel von ihrer Eigenthümlichkeit und Farbe, aber eine wahrhaft wohlschmeckende, der Kennerzunge genügende Fleisch-Gemüsebrühe erhält man doch nicht. Es fehlt ihr trotz der verschiedenartigsten Zuthaten die Mannigfaltigkeit, indem die die Gemüsearten gleichmäßig durchdringende Fleischbrühe ihnen eine Einförmigkeit des Geschmacks mittheilt.

Wer demnach über mehr als einen Topf und mehr als ein Feuer und über sonst noch etwas zu gebieten hat, der kocht am besten Fleischbrühe für sich und Gemüse für sich und bringt sie erst beim Anrichten zusammen und auf den Tisch.

Das Kochen der grünen Schoten und Mohrrüben geschieht in Wasser, dem etwas Zucker zugesetzt worden, damit diese Gemüse ihren ursprünglichen süßen Geschmack behalten. Ebenso macht man es mit den Schwarzwurzeln. — Dem Spargel giebt man etwas Salz und ebenso dem Blumenkohl. Beide dürfen kaum über eine halbe bis dreiviertel Stuude kochen, damit der Spargel nicht bitter, der Blumenkohl nicht matschig werde, sondern härtlich bleibe.

Die Brühen von Schoten und Mohrrüben gießt man weg; ebenso die vom Blumenkohl. Die vom Spargel dagegen kann zur Vermehrung der Fleischbrühe dienen. Auch könnte es beliebt werden, von der Selleriebrühe der Fleischbrühe etwas zuzugeben.

An dieses Recept zu einer kräftigen, gemüthlich behaglichen Hausmannskost knüpfen sich noch wichtige Folgerungen für die Hausfrauen, und indem ich diese ziehe, glaube ich gar Vielen einen Dienst zu leisten und Mancher ein kleines Zeichen des Beifalls zu entlocken.

Es handelt sich nämlich um Großes, Wichtiges, das sie vielleicht nur drei- bis viermal jährlich berührt und ihren Scharfsinn beansprucht, aber dann auch mit aller Strenge an sie herantritt und rathlos läßt, weil Brauch und Herkommen ihnen bis dahin nicht erlaubt hat, auf eine Abänderung zu sinnen.

Unzählige Male habe ich Gelegenheit gehabt, die armen Küchengeister zu beobachten und zu bedauern, wenn sie beschäftigt waren mit den mannigfaltigen Zurüstungen zu einer festlichen Mahlzeit mit sechs bis acht Gängen für etwa 20 Personen. Da stehen auf dem großmächtigen Feuerheerde acht bis zehn Töpfe, Casserole, Kessel u. dergl., in denen die verschiedenartigsten, aber zur festlichen Bewirthung nothwendigen Suppen, Gemüse, Fleischspeisen kochen, schmoren, dämpfen und braten, und die Oberleiterin muß schon einen umsichtig wohl erprobten Kopf haben, wenn sie ihn hier nicht verlieren soll. Garkochen, schmoren u. s. w. ist ihr erstes Losungswort, und da sie nicht Alles auf einmal anrichten darf, da das Spätere und Letzte erst nach Stunden den Gästen dargeboten wird, so ist Warmhalten dieser Speisen das zweite. Bei diesem Warmhalten, besonders der Gemüse, tritt nun ein Uebelstand ein. Keines dieser Gerichte, weder die Schoten, noch die frühen Schneidebohnen, weder Blumenkohl, noch der späte Spargel werden in ihrer naturkräftigen Eigenthümlichkeit den Gästen dargeboten. Selbst weiße Bohnen und gelbe Erbsen (wenn es welche giebt) sind durch das öftere Umrühren, wegen der Gefahr des Anbrennens, so wesentlich verändert, daß sie in ihrer jetzigen salbenartigen Beschaffenheit nicht munden.

Alles dieses kommt daher, daß man zu viel auf einmal unternimmt, das einmal Begonnene nicht unterbrechen will, auch selbst dann nicht, wenn's fertig ist, also die bereits reife Frucht immer noch reifer macht und sie so dem Verderben zuführt.

Warum thut man's aber? Aus einem lächerlichen Vorurtheil, wonach man glaubt, daß eine einmal erkaltete Speise durch Aufwärmen wenn nicht geradezu verdorben, doch schlecht wird. Und dies ist ein großer Irrthum! Ich kenne gar kein Gemüse, das, nachdem es kochrecht bereitet worden, durch Aufwärmen irgendwie an Schmackhaftigkeit verlöre, vorausgesetzt, daß es auf die richtige Weise geschieht.

Diese Weise giebt der Dampf an die Hand, und man hat es mit seiner Hilfe in der Gewalt, die verschiedenartigsten Gerichte in langsamer Reihenfolge so frisch und wohlerhalten anzurichten und aufzutischen, als wenn sie eben erst fertig geworden wären, obgleich sie schon am vorigen Tage zubereitet und speiserecht waren.

Darin liegt es. Man theile die Arbeit; nicht unter Menschen, sondern unter Stunden. Wenn morgen das Festmahl sein soll, so fange man heute schon an zu kochen u. s. w., bereite, was sich nur irgend bereiten läßt, und stelle es, so wie es fertig ist, bei Seite. — So mache man es zunächst mit der Fleischbrühe. Sie braucht, wenn das Fleisch weich werden soll, vier Stunden. Welch ein Zeitgewinn, diese vier Stunden Aufmerksamkeit dem vorhergehenden Tage aufzubürden, um sie am Festtage selbst auf etwas anderes verwenden zu können! — Kocht man diese Fleischbrühe in einem eisernen wohl verzinnten oder emaillirten Topfe, so kann man sie in diesem lassen und mitsammt dem Fleisch und der Fettschicht bei Seite stellen, dergestalt, daß am andern Tage $\frac{1}{4}$ Stunde hinreicht, sie ins Kochen zu bringen, zu salzen und mit den bekannten Kräutern zu versehen.

Auch manche Arten von Suppenklößen können mit aller Gemächlichkeit und ohne Uebereilung den Tag vorher fertig gemacht werden, z. B. Fleischklößchen, bestehend aus einem Gemenge von frischgehacktem Schweinefleisch, Eiern, Mehl, geriebener Zwiebel und Pfeffer; sie werden in Butter scharf gebraten und hierauf bei Seite gestellt, um am andern Tag gleich bei der Hand zu sein, wenn man die Fleischbrühe anrichtet. — Sind sie als Beilage zum Gemüse bestimmt, so genügt ein schwaches Aufbraten von einigen Minuten in der ebenfalls mit bei Seite gestellt gewesenen Bratbutter. Man wird hier sicher nicht finden, daß sie durch dieses Aufwärmen an Geschmack verloren, obgleich es über freiem Feuer geschehen.

Zuvor blos gekochtes Gemüse erwärmt man in der Kochbrühe, anderes, ganz fertiges mittelst Dampf. Die Schoten mögen hier als Beispiel dienen. Sie sind am Tage vorher in Zuckerwasser weich gekocht und mitsammt diesem bei Seite gestellt. Jetzt sollen sie auf den Tisch kommen. Es ist nichts einfacher, als sie noch einmal in ihrer süßen Brühe bis zum Sieden, aber nicht weiter, zu erhitzen. Dann werden sie durchgeseihet und mit der eben fertig gewordenen Sauce aus Butter, Mehl, Fleischbrühe und Petersilie übergossen und aufgetischt. Beiläufig sei hier zugleich bemerkt, daß man dieser Sauce keinen Zucker zusetzen darf. Nur zu häufig geschieht es. Aber dann schmeckt Alles übereins. Läßt man dagegen den Zucker aus der Sauce weg, dann bildet sie mit der süßen Schote einen auf der Zunge angenehmen Gegensatz.

Mit anderen Gemüsen verfährt man ähnlich. Aber nicht immer ist es gerathen, sie mit der Kochbrühe bei Seite zu stellen und dann in derselben Kochbrühe nachher wieder aufzuwärmen. Sie werden abschmeckig. Dies ist z. B. mit Schneidebohnen der Fall. Sie müssen, wenn man sie den Tag vorher schon in Arbeit nimmt, nach dem Garkochen bald von der Brühe befreit und so, wohl bedeckt, aufbewahrt werden. Zuvor müssen sie jedoch gesalzen werden. Da man aber kein Gemüse gleich von vornherein mit Salzwasser kochen darf, wodurch sie, von der im Salz enthaltenen Bittererde, hart werden, so setzt man sie nach der Garkochung im Kochgefäß etwa $\frac{1}{2}$ Stunde bei Seite, nachdem man zuvor die richtige Menge Salz hineingethan, damit die Bohnenschnitzel Zeit haben, sich das nöthige Salz anzueignen. Auf 1 Pfund Brühe kann man 1 Loth Salz rechnen. Hierauf wird das Wasser abgegossen. Am andern Tag, wenn die Reihe an die Schneidebohnen kommt, bereitet man eine Sauce aus Butter, Mehl und Milch, schüttet die Bohnen hinein und setzt, wenn sie hinlänglich durchgewärmt sind und angerichtet werden sollen, Bohnenkraut hinzu.

Bei Kohlgemüsen (Blumenkohl ausgenommen) verschiebt man das Fertigmachen nicht bis auf den andern Tag. Es sind dies Wirsingkohl mit Hammelfleischbrühe und Fett, Sauerkohl mit Schweineschmalz und Schmorkohl mit Essig und Zucker zubereitet. Diese vertragen ein vielmaliges Aufwärmen; ja werden dadurch um so schmackhafter. Hier ist nun der Dampf als Wärmendes an seinem Platze. Er wird bei freier Ausströmung nicht heißer als 80° R. (Siedhitze), kann also den Kohl nicht anbrennen, so daß man ihn ruhig darin dämpfen läßt bis zum Gebrauch.

Die einfachste Dampfvorrichtung zum Erwärmen ist ein Casserol, worin Wasser kocht. Der in einem zugedeckten Porzellannapf (Kumme) befindliche Kohl wird auf dieses Casserol gestellt, wobei dann die Erwärmung einen schnellen Fortgang nimmt, aber die Siedhitze nicht übersteigt.

Fischgerichte, ausgenommen die von Aal, darf man nicht vorräthig bereiten. Eben so wenig Braten. Dagegen läßt sich Rollfleisch und anderes Schmorfleisch mit brauner gepfefferter und gezwiebelter Sauce ein vielmaliges Aufwärmen gefallen, was ebenfalls am zweckmäßigsten mittelst Dampf geschieht. [4135]

(Schluß folgt.)

Notizen für die Hauswirthschaft.

Indianischer Milchpunsch.

Hiezu gehören 5 Citronen, $1\frac{3}{4}$ Pfd. Zucker, eine Muskatnuß (oder etwas gestoßene Vanille), 2 Flaschen feinster Arak, 2 Flaschen frisches Brunnenwasser und 1 Quart recht gute Milch. Man nehme den Saft der 5 und die Schale von 3 Citronen, den fein gestoßenen Zucker und das gestoßene Gewürz, thue dieses in die Terrine und lasse es zusammen in der Wärme ein paar Stunden ziehen. Dann gieße man das Wasser und den Arak zu und lasse es wieder ein paar Stunden ziehen, gieße endlich die Milch kochend darauf, lasse es eine Nacht hindurch stehen und filtrire alsdann den Punsch durch Löschpapier bis er ganz klar ist. [4118]

Italienischer Sahncrême.

$\frac{1}{2}$ Quart fette süße Sahne peitsche man mit 2 Loth aufgelöster Gelatine, dem Saft und der Schale einer Citrone, Zucker nach Belieben und 2 Weingläsern voll feinem Liqueur zu steifem Schaum, den man in einer Assiette anrichtet. [4120]

Mehr als lieben kann doch Keiner,
Und oft unter Tausend Einer;
Denn die rechte Liebe will
Schwer verdient sein und errungen;
Doch wo sie ins Herz gedrungen,
Ist ein Eden — selig still.

Original-Musik des Bazar.

Die Rose an meinem Fenster.

Lied ohne Worte.

Andante con espressione.

Werner Nolopp.

mfr dolce

calando

1mo Fine.

leggiero e sempre senza Ped.

la melodia bene marcato

Da capo al 1mo Fine.

dolce Ped.

loco

1mo.

2do. beim Schluss

perdendosi e calando

2do Fine.

ppp

forte e brillante

pesante

risoluto

calando

Dal segno al 2do Fine.

Der sicherste Beweis häuslichen Glückes ist die Liebe zur eigenen Häuslichkeit.

Die Gewohnheit zu spotten trocknet das Herz aus.

Die Gaben des Himmels genießen, ist Weisheit, dazu beitragen daß Andere sie genießen, ist Tugend.

Wenn Du allein bist, denke an Deine Fehler, wenn Du in Gesellschaft bist, vergiß die Fehler Anderer.

Was Du wünschest, das Niemand wissen soll, das thue nicht.

So lange Du ein Wort noch nicht ausgesprochen, bist Du sein Herrscher, sobald Du es aber ausgesprochen, ist es der Deine.

Auflösung des Räthsels Seite 72.

„Schein".

Auflösung des Rebus Seite 72.

Ein Tannenbaum steht einsam in Norden auf kahler Höh. Ihn schläfert; mit weißer Decke umhüllen ihn Eis und Schnee. Er träumt von einer Palme, die, fern im Morgenland, einsam und schweigend trauert auf brennender Felsenwand.

Auflösung des Räthsels Seite 88 (voriger Nummer).

„Kunde — Urkunde — Naturkunde".

Auflösung des Rebus Seite 88 (voriger Nummer).

Auch im Jahre 1859 wird die Crinoline ihre volle Herrschaft behaupten.

Charade (vier Silben).

Du hast es gern; wenn Dir die ersten Beiden
Ein freundliches Geschick verliehn,
Und doch mahnt oft Dein Inn'res sie zu meiden,
Weil sie vom Pfad des Rechts Dich ziehn;
Oft einz'ge Hoffnung noch für Glück und Leben,
Sind sie Dir Retter in der Noth,
Doch stellen auch sie für des Bösen Streben
Die Hände willig zu Gebot.

Es nennen Dir ein Ziel die beiden Andern,
Du schaust es mit der Hoffnung Blick,
Doch Viele stört, ihm fröhlich zuzuwandern,
Ein unerbittliches Geschick.
Wohl siehst Du oft die Wahrheit gern gemieden,
Willst kennen diese Beiden Du;
Sie messen Manchem für gehofften Frieden
Ein volles Maß von Leiden zu.

Wenn von dem Ganzen die Geschichte lehret,
Entrollt dem Auge sie ein Bild,
Das zwar der Farben Reichthum nicht entbehret,
Doch nimmer für ein schönes gilt;
Denn steht der Kraft auch hoher Muth zur Seite:
Dem Licht folgt düst'rer Schatten bald,
Es unterliegt das Recht so oft im Streite
Mit roher Willkür und Gewalt.

[4141] H. B.

Rösselsprung-Aufgabe.

ter	Le-	der	ihm	dem	werth,	führt	fül-
je-	das	Wunsch,	ben	Wunsch	lung	bleibt	bens-
Das	letz-	ein	Le-	Als	Dich	Er-	Tod,
Wunsch	Schweigt	Herz	der	ist	im	le-	Dann
ein	selt'-	ben	noch	zu	bot,	der	wenn
rück,	ßer	Glück.	be-	Tod.	so	e-	ge
nes	nur	ein	Gott	sal	glei-	Und	naht
gro-	zu-	Schick-	chen	schwert;	Denn	lan-	wig

Rebus.

SCHMERZ SCHMERZ = Schm;

FREU-de = Freude Freude

Mehre Abonnentinnen in L. Den von Ihnen bezeichneten Gegenstand mit Stickerei zu verzieren, ist jetzt nicht modern, daher wir Ihre Bitte unerfüllt lassen müssen.

Frl. **J.** und **C. W.** auf **Villa El.** bei **L.** Die zur Hälfte gegebenen Kragendessins können Sie auf folgende Art ergänzen: Legen Sie einen hinreichend großen, doppelt zusammengebrochenen Bogen Papier, welcher jedoch fein genug sein muß, auch doppelt das Dessin durchscheinen zu lassen, auf dieses, und zeichnen Sie es mit einem spitzen Bleistift möglichst accurat ab. Auf diese Art erhalten Sie das Muster fürs Erste zwar auch nur zur Hälfte gezeichnet, doch die zweite Hälfte hat durch den Druck des Stiftes sich deutlich genug ausgeprägt, um ohne Schwierigkeit nachgezeichnet werden zu können.

Der Erfüllung Ihres andern Wunsches stellen sich unübersteigliche Hindernisse entgegen.

Frl. **J. P.** in **N.** Richtig.

Mehre Abonnentinnen in B. Wir können Ihnen ein Pendant zu dem von Ihnen bezeichneten Muster nicht versprechen.

Hrn. **E. S.** in **L.** Sie sind im Irthum.

Hrn. **Fr—g** in **B.** Unsere Zeitung hat für dergleichen keinen Raum.

Frl. **V. E.** in **O. L.** bei **L.** Sie haben nicht recht gesucht. Ihr Name ist in mehren Nummern des vorigen Jahrgangs vorhanden; z. B. auf den Supplementen der Nrn. 2 und 10.

Fr. **A. L. N.** in **Ch.** Sommermantillen werden wir in einigen Wochen durch den Bazar veröffentlichen. Haben Sie indeß mit der Anfertigung Eile, so müssen wir Sie auf die im vorigen Jahrgang gegebenen Sommermantillen verweisen, deren Schnitt und Garnitur noch keineswegs veraltet ist.

Schnittmuster zu Sommermantillen finden Sie auf den Supplementen der Nrn. 22 und 26 des Bazar und in den Nrn. 4, 5, 6, 8 und 12 der „Pariser Modelle". Abbildungen dieser Mantillen sind in den Nrn. 22 und 24 des Bazar enthalten.

Fr. **L. W.** geb. **B.** in **N.** bei **D.** Wir bedauern Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können.

Fr. **L. M.** in **L.** Da Sie eine mehrjährige Abonnentin des Bazar sind, so verweisen wir Sie auf Nr. 45 vorigen Jahrgangs. In der Correspondenz dieser Nummer finden Sie Anleitung zur Uebertragung der Stickereidessins auf dunkele Stoffe. Die begehrte Chiffre wird so bald als möglich erscheinen.

Fr. **S. G.** in **C.** Die Dame, nach der Sie fragen, ist uns gänzlich unbekannt. Von den uns mitgetheilten Aphorismen und Räthseln können wir keinen Gebrauch machen.

Fr. **O. O.** geb. **N.** in **G.** bei **Gr. G.** Als Antwort auf Ihre Frage, das Häkeldessin auf Seite 64 des Bazar betreffend, bemerken wir, daß es, um das häufige Abschneiden des Fadens zu vermeiden, allerdings zulässig sei, die Halbrundung entlang bis zum Beginn der nächsten Zacke zu häkeln, doch müßte dies dann nicht mit festen, sondern mit Kettenmaschen geschehen, weil diese weniger auftragen. Das Arbeiten der Zacke in hin- und zurückgehenden Reihen richtet man jedenfalls so ein, daß die erste Tour einer Bogenreihe, also die Luftmaschentour, auf der linken Seite, die zweite, also die Stäbchentour der Bogenreihe, auf der rechten Seite der Arbeit gehäkelt wird.

Frl. **C. B.** in **W.** Bei genauerer Prüfung des Bazar werden Sie finden, daß wir die verschiedenen Interessen unserer Abonnentinnen mit völliger Unparteilichkeit berücksichtigen; wenn nicht jede Branche des Dargebotenen Ihnen zusagt, so müssen Sie bedenken, daß viele Tausende unserer Leserinnen das, was Ihnen das Wesentliche und Bedeutendste scheint, mit Gleichgültigkeit betrachten. Wir können folglich von unserm Princip nicht abgehen.

Hrn. **J. M.** in **N.** Zur Veröffentlichung Ihres hübschen Gedichts ist es leider zu spät.

Hrn. **H. v. B.** in **P—e.** Aus Ihrer reichen Sendung poetischer Blüthen werden wir nur eine wählen. Die Rücksendung der Uebrigen erfolgt nur, wenn Sie es ausdrücklich wünschen.

Fr. **C. Z.** in **L.** bei **B.** Sehr zweckmäßige Gamaschen können Sie herstellen, indem Sie von dunkeler Wolle in gestreiftem Muster (abwechselnd zwei Maschen rechts, zwei links) Strümpfe ohne Sohle stricken, und an Stelle der letzteren ein quer über die Fußsohle gehendes Lederriemchen befestigen.

Hrn. **J. Th.** in **L...z.g.** In der nächstfolgenden Nr. des Bazar, welche der Leibwäsche gewidmet ist, wird auch der von Ihnen begehrte Gegenstand vertreten sein.

Fr. **L. B.** auf **B.** bei **D.** Ein Abonnement in der von Ihnen vorgeschlagenen Weise ist unstatthaft.

Fr. **L. H.** in **St.** Ein gehäkeltes Knabenhütchen können wir Ihnen für die nächste Zeit nicht versprechen. Jahrgang 1857 enthält in den Nrn. 42 und 48 Abbildungen nebst Beschreibungen derartiger Arbeiten, welche Ihrem Anspruch vollkommen genügen würden.

Frl. **A. H.** in **K.** Nachtjäckchen zeichnet man in der Regel gar nicht, Nachthauben hinten am Zug, wo das Zeichen wenig gesehen wird. Indessen ist auch dies von Geschmack und Belieben abhängig; fängt man doch sogar jetzt in Paris an, die Negligé- und Hauskragen vorn in beiden Ecken mit Namenschiffre oder Wappen zu sticken. Steppdeckenbezüge (wenn Sie nämlich diese meinen) zeichnet man in der Mitte der untern Querseite auf dem Umschlag.

Frl. **A. G.** in **W.** Am leichtesten lassen dem glatten Haar sich Wellen beibringen, wenn man es Abends, etwas mit Wasser befeuchtet, in feste, dreifache Zöpfe flicht, und zwar so: daß man an dem hintern Strähn des Scheitelhaares (das man beim Flechten sich merken muß) die zwei vorderen Strähne nach beendetem Flechten hinaufschiebt, so weit als möglich. Bei starkem Scheitelhaar können an jeder Seite zwei solcher Zöpfe geflochten werden.

Fr. **M. M.** in **M.** Zu Fenstergardinen verwendet man sogenannten starken Gardinentüll; der Mull zum Muster kann ebenfalls stark sein, und das Appliciren desselben geschieht in der haltbarsten Weise mit Stielstich. Kettenstich ist für diesen Zweck weniger dauerhaft. — Die beiden begehrten Medaillons für das Lambrequinmuster in Nr. 31 des Bazar können wir Ihnen nicht versprechen.

Hrn. **B—d** in **B—l.** Vielleicht können wir durch einige kleine Aenderungen, die Sie uns bereits gestattet haben, das Gedicht für den Bazar geeigneter machen.

Frls. **M.** und **L. M.** in **B.** Wir rathen Ihnen, sich der kleinen Mühe eines so leichten Entwurfs selbst zu unterziehen, da von unserer Seite Ihr Wunsch unerfüllt bleiben muß.

Fr. **E. Gr.** geb. **G.** in **W.** Seite 74 des Bazar (Jahrgang 1859) enthält ein modernes Fichu von Tüll. Der Schnitt desselben mit variirter Garnitur befindet sich in Nr. 27 der „Pariser Modelle" (Jahrgang 1858). Das Uebrige später.

Hrn. **P. D.** in **St. Pg.** Mit Dank empfangen und angenommen.

Die nächstfolgenden Nummern werden enthalten: Abbildungen und Schnittmuster der gesammten Leibwäsche, Abbildungen neuer Strohhüte der kommenden Saison, Abbildungen und Schnittmuster der neuen pariser Sommermäntel und Mantillen u. s. w. Dies als Antwort auf viele Briefe.

Die Redaction.

Die Mode der Fraise.

Anno 1540 bis 1560.

Bei Tisch wußten sie nie, was sie auf dem Teller hatten — —

Ein Wenden des Kopfes genügte keineswegs — —

Die Modethorheiten der Männer sind von jeher und bis zum heutigen Tage viel baroker, widersinniger und unschöner gewesen, als die der Frauen: zuverlässig werden wir uns nie so weit verirren, 20 Jahr lang — Crinoline um den Hals zu tragen. —

Verlag von L. Schaefer in Berlin. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagsbuchhandlung. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.